

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

CHICAGO, ILL.

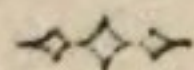
THE UNIVERSITY OF CHICAGO

CHICAGO, ILL.

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

J. D. H. Temme's

Criminal-Novellen.



Band 7.

Der tolle Graf.

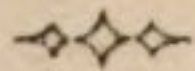


Berlin, 1862.

Verlag von Gustav Behrend.



Der tolle Graf.



Criminal-Geschichte

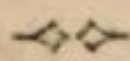
von

J. D. H. Temme.



Berlin, 1862.

Verlag von Gustav Behrend.



Herzogl. Bibliothek

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von J. Neumann, Neudamm

Die nachfolgenden Aufzeichnungen eines — 'schen Criminalbeamten sind mir zum Zwecke einer Veröffentlichung übergeben worden. Ich veröffentliche sie hiermit. *)

Im September des Jahres 18 — ließ eines Vormittags der katholische Pfarrer eines etwa fünf Meilen vom Sitze des Criminalgerichts entfernten Dorfes sich bei mir melden.

Ich kannte ihn noch nicht persönlich. Aus mehrfacher amtlicher Correspondenz hatte ich ihn als einen frommen, gottesfürchtigen und gegen seine Mitmenschen liebevollen und nachsichtigen Mann kennen gelernt. So stand er auch in allgemeiner und hoher Achtung. Es war hierauf um so mehr Gewicht zu legen, als seine Gemeinde in der sonst ganz protestantischen Gegend die einzige katholische war.

Ein großer, schöner Greis, trat er zu mir ein. Sein klares, ruhiges, würdiges Aeußere bestätigte vollständig Alles, was ich von ihm erfahren hatte. Sein Benehmen kündigte zugleich nichts weniger als einen unbehülflichen Dorfpfarrer, vielmehr einen zwar einfachen, aber auch durch das Leben gebildeten Mann an.

*) Vor Nachdruck dieser Erzählung wird ausdrücklich gewarnt.

Er schien in einer ungewöhnlichen Gemüthsstimmung zu sein, als wenn ihm etwas eben so Ungewöhnliches wie Wichtiges begegnet sei.

„Ich komme in einer amtlichen Angelegenheit zu Ihnen, Herr Criminalrath, hob er an. Sie berührt Ihr, aber auch mein Amt.

Fragend sah ich ihn an und bat ihn, sie mir mitzutheilen.

„Mein Amt als Beichtiger, fuhr er fort. Sie kennen die Strenge des Beichtgeheimnisses.

„Ich kenne sie und ehre sie, mit dem Gesetze.

„Ich weiß es; kein Gesetz zwingt mich, etwas zu offenbaren, was mir in der Beichte anvertraut ist.

„So ist es.

„Auch dann nicht, fragte er dennoch, wenn es sich um ein Verbrechen, um ein schweres Verbrechen handelt?

„Das Gesetz macht keinen Unterschied, antwortete ich ihm.

„Auch wenn es sich um einen Mord handelt?

„Auch dann nicht.

„Um einen Mord, der verhütet werden kann?

„Das Gesetz macht auch da keinen Unterschied, sagte ich, Aber was dann das Gewissen eines braven Mannes fordert —

Er unterbrach mich.

„Halten Sie ein. Ich habe doppelte Pflichten, Beide mir sehr heilig, die des Menschen, die des Geistlichen.

„Und welche, fragte ich, ihn scharf ansehend, schlagen Sie höher an?

Er gab mir die Hand und schlug die schönen, klaren, tiefblauen Augen nicht nieder.

„Ich war schon fertig mit mir, als ich hierher kam, sagte er. Aber es war mir eine Beruhigung, ein Bedürfnis, auch noch die Meinung eines tüchtigen und braven Richters zu erfahren. Ihre Worte, Ihr Blick sagen mir, daß ich das Rechte getroffen hatte.

So schenken Sie mir denn Ihre Aufmerksamkeit. — Ich bin in der vergangenen Nacht Mitwisser und selber Zeuge eines furchtbaren Doppelverbrechens geworden, eines Mordes, der bereits verübt war und dessen Opfer ich in den letzten Zügen traf, und eines Mordes, der wahrscheinlich unmittelbar nach dem Tode jenes ersten Opfers vollzogen werden sollte. —

„Der zweite Mord, mußte ich ihn unterbrechen, könnte noch verhindert werden?“

„Hoffentlich, erwiderte er. Und zu dem Zwecke bin ich hierher zu Ihnen gekommen.“

„Sie haben also noch keiner anderen Behörde, auch nicht der Polizei Anzeige gemacht?“

„Niemandem. Den Grund wissen Sie zum Theil: ich wollte vorher Ihr Urtheil über mein Benehmen erfahren. Sodann können nur Sie einschreiten, zu einer Untersuchung, wie auch, wenn sie überhaupt möglich ist, zu einer Rettung, zu der Verhütung des zweiten Verbrechens.“

„Wo ist das Verbrechen begangen? fragte ich; wo soll das zweite begangen werden?“

„Ich weiß es nicht.“

„Wie? und Sie waren dennoch Mitwisser, gar Zeuge?“

„Ich war es, an einen unbekannten Ort geführt, von unbekannten Menschen zu unbekannten Menschen.“

Zweifelhaft mußte ich ihn anblicken. Wollte der Mann mir etwas aufbinden? Oder sprach er unter dem Einflusse irgend einer Geistesstörung. Ich blickte in das redlichste, treueste, klarste Auge.

„Erzählen Sie, hat ich ihn. Aber soviel möglich vollständig und in chronologischer Ordnung.“

„Es wird lange dauern, bemerkte er.“

„Um desto sicherer werden wir gehen.“

Er erzählte:

„Die Pfarre, in der ich wohne, liegt einsam, un-

gefähr zweihundert Schritte vom Dorfe entfernt. Ich befand mich gestern Abend allein in meinem Zimmer; es mochte gegen neun Uhr sein. Ich betete mein Brevier und war bald damit fertig. Auf einmal hörte ich in der Nähe meines Hauses ungewöhnlich schnell einen Wagen fahren. Nach wenigen Augenblicken hatte er mein Haus erreicht und hielt vor der Thür. Ich öffnete das Fenster, um zu sehen, wer da sei; zu erwarten hatte ich Niemanden. Aber es war tief dunkel draußen; der Himmel hing voll Wolken. Ich sah nichts und wollte fragen, wer da sei. In demselben Augenblicke hatte mein Knecht schon die Thür geöffnet. Ich wohne mit ihm und einer alten Haushälterin allein.

„Ist der Herr Pfarrer zu Hause? fragte eine fremde Mannsstimme den Knecht.

„Ja, war die Antwort.

„Können Sie mich sogleich zu ihm führen?

„Folgen Sie mir.

Gleich darauf trat ein Mann in einem Mantel in meine Stube. Er war schon bejahrt; das entblößte Haupt hatte nur wenige, schneeweisse Haare. Seine Gestalt war dennoch kräftig, groß, breitschulterig. Er war mir fremd. Freilich konnte ich von seinem Gesichte fast nichts sehen, nur die Stirn, sie war breit und knochig — und starke, graue Augenbrauen, unter denen die Augen versteckt lagen. Alles Andere war von einem dicken breitgefalteten rothen Tuche verborgen, das absichtlich um das Gesicht gelegt sein mochte. Er schien eilig zu sein.

„Sind Sie der Herr Pfarrer hier? fragte er mich.

„Ich bin der Pfarrer hier.

„Der katholische Pfarrer?

„Hier ist nur ein katholischer Pfarrer.

„Wären Sie bereit, einem Sterbenden die Sakramente zu ertheilen?

„Es ist meine Pflicht.

„Können Sie mir gleich folgen?

„Wenn es sogleich sein muß.

„Der Tod kann heute Nacht eintreten; es ist sogar wahrscheinlich.

„So folge ich Ihnen auf der Stelle.

„Ich habe einen Wagen mitgebracht.

„Wohin werden Sie mich führen?

„Es mag zwei oder drei Meilen weit von hier sein.

Diese Antwort fiel mir auf, da ich außerhalb meiner Gemeinde in einer Entfernung von mehr als drei Meilen keinen einzigen Katholiken kannte. Ich sagte ihm das.

„Wer wäre der Kranke? setzte ich hinzu.

„Wir sind auf der Reise, antwortete er mir einfach. Der Zustand des Kranken oder vielmehr der Kranken — es ist eine Dame — verschlimmerte sich plötzlich. Wir mußten in einem Dorfe Halt machen.

„Wie heißt das Dorf? fragte ich doch.

„Ich weiß es nicht; nach dem Namen habe ich nicht gefragt. Ich mußte sofort nach unserer Ankunft hierher fahren. Die Kranke selbst wünschte dringend den letzten Trost ihrer Kirche.

„Ihrer Kirche?

„Sie ist eben katholisch.

„Sie sind das also nicht?

„Nein.

„Darf ich den Namen der Kranken erfahren? fragte ich noch.

„Es thut mir leid; ich habe nicht den Auftrag, ihn zu nennen.

„Den Auftrag?

„Ich bin der Diener der Familie der Dame.

Ich besah ihn mir näher. Er konnte allerdings ein Bedienter sein. Der große Mantel zeigte es, die breite, knochige Stirn, die wohl einen starken, festen Willen, aber keine Gedanken eines gebildeten Geistes verrieth.

Weiter durfte ich ihn nicht fragen; ich hatte das Geheimniß zu ehren und nur mein Amt zu erfüllen. Aber es war doch einmal ein Geheimniß da, und, wenn es nicht sein muß, geht man wenigstens nicht gern allein hinein. Ich beschloß meinen Küster mit mir zu nehmen, dessen Zeugniß freilich nicht nothwendig war, der mich indeß gewöhnlich auf meinen Gängen zu Sterbenden begleitete.

„Ich werde mich bereit machen, sagte ich zu dem Fremden, und unterdeß den Küster herbeiholen lassen.

Da bemerkte ich, wie er stutzte.

„Ist er dabei nöthig? fragte er.

„Seine Zuziehung ist wenigstens gebräuchlich.

„Würde sie uns nicht zu sehr aufhalten?

„Ich denke nicht, er wohnt gleich vorn im Dorfe.

In wenigen Augenblicken machte ich mich fertig; Alles, dessen ich bedurfte, hatte ich in meinem Hause, auch meine Kirchenkleidung, die heilige Hostie, das heilige Del. Die Kirchenkleidung legte ich an.

„Fahren wir, sagte ich dann.

Wir verließen meine Stube. Draußen im Flur stand mein Knecht mit einer Laterne. Er sah mich etwas bedenklich an, und gab mir mit den Augen zu verstehen, daß er mich allein zu sprechen wünscht.

Ich sagte zu dem Fremden, er möge vorausgehen, ich werde ihm gleich folgen.

„Nun, Peter? fragte ich den Knecht.

„Das ist da draußen eine sonderbare Geschichte, Herr Pastor.

„Wie so?

„Eine große, prächtige Kutsche, mit zwei Kappen

bespannt, die jeder ihre drei- bis vierhundert Thaler werth sind. Und der Kutscher sitzt steif auf dem Bocke und hat sich tief in seinen Mantel gewickelt, daß man nichts von ihm sehen kann, und als ich ihn anredete, erhielt ich keine Antwort, er rührte sich nicht und that ganz, als wenn er mich nicht gehört habe.

„Er wird Dich nicht verstanden haben, Peter; es sind Fremde.

„Fremde, Herr?

„Die hier durchreisen.

„O, Herr Pastor, mit Ihrer Erlaubniß, das kann nicht richtig sein. Der Wagen mag fremd sein, das weiß ich nicht, obwohl er genau die hiesige Spur hält. Aber die Pferde sind es nicht, die sind aus dem hiesigen Landesgestüt, ich sah sogar das eingebrannte Zeichen, und das Geschirr ist ganz und gar das hier zu Lande gebräuchliche. Da der Kutscher sich nicht vor mir wollte sehen lassen, habe ich all' das Andere desto genauer besehen. —

Auffallend war die Mittheilung des Knechtes allerdings: ich überzeugte mich mehr und mehr, daß ich einem Geheimnisse entgegen ging. Aber ich mußte meiner Pflicht folgen, und überdies sah ich keine Gefahr für mich.

Ich ging zu dem Wagen. Der Knecht mit der Laterne war mir gefolgt. In ihrem Scheine sah ich bestätigt, was er mir mitgetheilt hatte. Eine elegante Reisefutsche, mit zwei schönen, kräftigen Rappen bespannt, hielt vor der Thür. Der Kutscher, tief in seinen Mantel gehüllt, saß auf dem Bocke. Verdächtig sah indeß nichts aus.

Der Fremde stand an dem schon geöffneten Wagenschlage.

„Wir fahren also zuerst zum Dorfe, zum Küster?

„Gewiß, sagte er.

„Das Haus des Küsters liegt —

„Damit Sie es mir zeigen können, erlauben Sie, daß ich mich zu Ihnen in den Wagen setze, unterbrach er mich.

Ich hatte das wieder unüberlegt zugesagt und war in den Wagen eingestiegen.

Mit einem Sprunge folgte er mir gleich hinterher.

„Fort! rief er dem Kutscher zu, mit einem kräftigen Schlage die Wagenthür zuschlagend, währenddeß ich mich doch auf einmal eines heftigen Schreckes nicht erwehren konnte.

Ich saß in der tiefsten, undurchdringlichsten Finsterniß; kein Strahl, nicht der leiseste Schimmer eines Lichtes zeigte sich meinem Auge.

Und doch mußte der Knecht mit seiner Laterne noch fast unmittelbar am Wagen stehen, und kaum drei Schritte weiter waren die hell erleuchteten Fenster meiner Wohnstube.

„War ich erblindet? dachte ich in meinem ersten Schreck. Ich brachte meine Hand dicht vor meine Augen, ich sah nur die undurchdringliche Finsterniß.

Aber der Wagen fuhr ja zu dem Kutscher, der mit einsteigen sollte.

Er sollte dahin fahren. Nachdem er sich in Bewegung gesetzt hatte, fuhr er sogar rasch, im schnellsten Trabe der Pferde. Allein er hatte nicht links gedreht, wie er mußte, wenn er zum Dorfe wollte. Wir fuhren einen anderen Weg.

Und nun erfaßte mich ein neuer Schreck. Wie ich nichts sehen konnte, so hörte ich auch nichts mehr, weder den Tritt der Pferde, noch das Rollen der Wagenräder. Nur ein unaufhörliches, immer gleichmäßiges, dumpfes Brausen dröhnte in meinen Ohren.

War das das Gefühl des Taubseins? War ich auch taub geworden?

An dem Hause des Kutschers waren wir längst vorüber, auch wenn wir zum Dorfe hingefahren wären.

Er hatte nicht mitfahren sollen; man wollte mich allein haben. Wohin? Wozu? Zu welchem Geheimnisse?

Ich war Gefangener, wehrloser Gefangener, in der Gewalt unbekannter Menschen, abgesondert von allen anderen Menschen, unwissend, wo ich mich befand, ohne Ahnung, wohin ich gebracht werden sollte.

Aber nur im ersten Momente der Ueberraschung war ich erschrocken. Ich hatte kein Geld und Gut, das man mir nehmen konnte, ich hatte keinen Feind, der mir hätte etwas anhaben können. Im Uebrigen stand ich in Gottes Hand.

Ich war mit dem Fremden allein im Wagen; er hatte sich an meine Seite gesetzt. Durch Herumfühlen hatte ich mich überzeugt, daß kein Dritter und kein anderer Gegenstand im Wagen war.

„Wir sind nicht zum Dorfe gefahren! sagte ich zu meinem Begleiter.

„Nein, antwortete er.

Er sprach das Wort kurz aus; aber ich hatte es gehört. Ich hatte meine eigenen Worte gehört. Taub war ich also nicht. Da war ich auch wohl nicht blind geworden. Ich war nur ein Gefangener, den man gegen Alles, was draußen vorging, abgesperrt hatte, der keinen Menschen, keinen Baum, keinen Stein sehen, der keinen Ton, keinen Laut hören sollte, um nicht zu wissen, um nie errathen zu können, wohin man ihn gebracht habe. Und — ich mußte mir die Frage wiederholen — wohin sollte ich, was sollte ich?

„War es nicht möglich, daß mein Begleiter sich dennoch verrieth?

„Sie hatten mir versprochen, meinen Koffer mitzunehmen, fuhr ich zu ihm fort.

„Sie hatten ja selbst erklärt, er sei nicht nöthig, erwiderte er mir trocken.

„Warum sprachen Sie die Unwahrheit zu mir?

„Verzeihen Sie es mir, Herr Pfarrer.

„Geben Sie mir den Grund an.

„Ich darf nicht; aber Sie werden ihn schon erfahren, wenn wir an Ort und Stelle sind.

„Wohin führen Sie mich?

„Ich kann Ihnen auch das nicht sagen, es ist mir verboten, und ein ehrlicher Diener muß vor Allem schweigen können. Fragen Sie mich daher auch nicht mehr, wenn ich Sie bitten darf. Seien Sie aber versichert, daß Ihnen nicht das geringste Leid widerfahren wird. Eine arme Sterbende verlangte und bedarf Ihres letzten Trostes, der Stärkung durch die Sakramente ihrer Kirche. Haben Sie sie ihr gereicht, so wird man Sie unverfehrt, wie Sie hergeholt sind, wieder zu Ihrer Pfarre zurückbringen, und Dank und Segen werden Ihnen folgen. Damit beruhigen Sie sich.

Er sprach treu und ehrlich; und hierdurch beruhigt richtete ich keine Frage weiter an ihn.

Nach einiger Zeit hörte ich ihn schwer athmen, als wenn er schlief. Ich konnte nicht schlafen, sondern mußte aufmerksam bleiben, ob ich gar nichts sehen, gar nichts hören könne, was mir andeute, in welcher Gegend, in welcher Richtung der Wagen fahre.

Es war vergeblich. Ich sah nur die dichte Finsterniß um mich und hörte nur das ewig gleichmäßige Brausen des Wagens.

So konnten wir nach meiner Berechnung zwei Stunden gefahren sein, als auf einmal das Brausen dumpfer, hohler wurde; es glich zugleich einem rollenden Donner, der unter uns in der Tiefe sei. Aber das dauerte nur wenige Sekunden.

Wir mußten über eine schmale Brücke gefahren sein.

Es war die erste Veränderung. Gleich darauf gewahrte ich eine zweite. Das Brausen wurde wiederum zu einem rollenden, begleitenden Donner; aber er war nicht in der Tiefe, er war zur Seite, zu beiden Seiten des Wagens.

Wir fuhren zwischen Gebäuden.

Der Wagen stand, vielleicht eine halbe Minute.

Dann bewegte er sich langsamer.

Das dumpfe, donnerähnliche Rollen wurde dröhender; wir mußten uns in einem engen, vielleicht gar bedeckten Raum befinden.

Auf einmal hielt der Wagen an. Bewegung und Brausen und Donnern hörten auf; ich hörte gar nichts mehr, kein Geräusch, keinen Laut.

Unmittelbar darauf aber und unmittelbar hinter mir glaubte ich plötzlich einen starken, schweren Schlag zu vernehmen.

Wir sind in einem Gewölbe, man hat eine Thür hinter uns zugeschlagen, sagte ich zu mir.

Mein Begleiter an meiner Seite hatte sich wieder bewegt. Ich hörte ihn ein Geräusch an der Wagenthür machen, durch die wir eingestiegen waren, als wenn er sie aufschließen wolle. Aber er schloß nicht auf.

„Sind wir an Ort und Stelle? fragte ich ihn.

„Ja, antwortete er. Aber darf ich Sie um etwas bitten?

„Nun?

„Sprechen Sie hier mit Niemandem, als mit der Kranken. Es ist um der Ruhe der Sterbenden willen.

„Ich werde die Ruhe der Sterbenden ehren, sagte ich, im Uebrigen aber thun, was meine Pflicht von mir fordert.

Es war mir doch, als wenn ich hier Ereignissen begegnen werde, die ein Einschreiten von meiner Seite hervorrufen könnten, denen gegenüber ich mich wenigstens nicht im Voraus binden dürfe.

Mein Begleiter wartete noch ein paar Augenblicke, dann öffnete er die Thür des Wagens.

Eine schwache Helle traf meine Augen, die aber draußen nichts unterscheiden ließ.

Mein Begleiter sprang aus dem Wagen und sprach

dann leise einige Worte. Eine andere Stimme antwortete ihm kurz. Kein Wort, keine Silbe verstand ich, konnte nicht einmal unterscheiden, in welcher Sprache sie redeten.

Mein Begleiter wandte sich zu mir nach dem Wagen zurück.

„Darf ich Sie bitten, auszustiegen?“

Er reichte mir seine Hand, auf sie gestützt, verließ ich den Wagen.

Ich befand mich in einem schwachen Halbdunkel, das mich die Gegenstände um mich her mehr ahnen und errathen, als erkennen ließ. Nur ein einziger, matter Lichtschimmer drang aus einer, nicht einmal zur Hälfte geöffneten, kleinen Blendlaterne hervor. Eine dunkle Gestalt hielt sie, dem Anscheine nach ein Mann in einem Mantel.

Er war die einzige menschliche Figur, die ich außer mir und meinem Begleiter in dem Raume sah.

Der Raum selbst schien mir ein langer, aber enger, bedeckter und verschlossener Thormweg zu sein. Die Mauern waren dunkel. Der Schlag, den ich gehört, war wohl das Zuschlagen des Thores gewesen, durch das wir hereingefahren waren.

Ich hatte nicht Zeit, mich weiter umzusehen.

„Folgen Sie dem Manne, sagte mein Begleiter zu mir, auf die Gestalt zeigend, die die Blendlaterne trug und sich in Bewegung setzte.

„Sehe ich Sie wieder? fragte ich meinen bisherigen Begleiter noch.

„Ich bringe Sie nach Ihrem Hause zurück; man wird Sie, wenn Sie fertig sind, wieder hierher zu mir führen.

Ich folgte dem Manne mit der Blendlaterne, die er auch nicht weiter als vorher geöffnet hatte.

In ihrem Scheine konnte ich nur unterscheiden, daß er ein Mann von mittelmäßiger Größe war und

einen dunklen Mantel trug, wie die Beiden, die mich hergebracht hatten.

Zehn Schritte weit von dem Wagen war links eine Oeffnung in der Mauer des Thorweges. Mein Führer schritt in sie hinein; ich folgte ihm.

Wir waren in einem schmalen, gerade auslaufenden Gange.

Schweigend durchschritten wir ihn. Mein Führer sprach kein Wort; ich redete ihn nicht an. Ohne Noth wollte ich, der Bitte meines früheren Begleiters gemäß, nicht sprechen.

Der Gang war lang und schien mir kein Ende nehmen zu wollen. Er zeigte nicht die geringste Abwechselung, überall herrschte tiefe Stille darin.

Endlich erreichten wir eine steinerne Treppe, die seitab in die Höhe führte. Wir stiegen dieselbe hinauf. Sie war steil, hoch und schmal und mündete oben wieder in einen schmalen Gang, in dem wir lange gingen. Zu beiden Seiten desselben erkannte ich Thüren; meine Augen hatten sich schon mehr an den flatternden Schein des ungewissen Lichtes gewöhnt. Auch hier herrschte die tiefste Stille.

Ich hatte, seitdem ich mit meinem neuen Führer in dem Gebäude ging, noch keinen anderen Laut vernommen, als den unserer Fußtritte, und wie mein Führer leise, kaum hörbar auftrat, so hörte ich auch meinen Schritt kaum an den Mauern wiederhallen.

Gesprochen hatten wir auch ferner kein Wort.

Am Ende des Ganges waren wir vor einer Thür. Mein Führer hatte Halt gemacht. Das Licht in seiner Laterne brannte zum ersten Male ruhig; ich konnte zum ersten Male die Gegenstände um mich deutlicher erkennen. Es war aber nur wenig, was ich sah. Wir standen vor einer breiten, hohen Flügelthür. Den starken messingenen Griff derselben hielt der Diener angefaßt, wie zum Oeffnen. Aber er öffnete nicht sogleich,

erst horchte er an der Thür. Wir standen still und geräuschlos da; ich vernahm nichts. Mein Führer aber mußte etwas hören.

Auf einmal vernahm auch ich jenseits etwas, eine weibliche Stimme, die schwach, leise, in einem unterdrückten Tone sprach, der ein bittender zu sein schien. Es waren nur wenige Worte, die sie sprach, von denen ich keins verstehen konnte. Die Stimme war zu schwach und leise, und die Sprechende war in einiger Entfernung von der Thür, wie ganz in dem Hintergrunde eines großen Zimmers.

Sie hatte geendet. Eine männliche Stimme antwortete ihr.

Mein Führer wurde unruhig, ungeduldig, als er die Stimme hörte und machte ein Geräusch mit seiner Laterne, aber nicht, daß man es drüben, auf der andern Seite der Thür hören konnte. Er bezweckte wohl nur, daß ich nicht die Worte, nicht einmal die Stimme des Redenden hören sollte.

Ich vernahm sie dennoch. Es schien eine wohl-tönende Mannesstimme zu sein. Sie sprach ebenfalls leise, zurückgehalten und langsam. Doch verstand ich auch jetzt kein Wort.

Aber der Mann mußte die Bitte der Frau zurückgewiesen haben; sie sprach wieder, und wenn ich auch wieder kein Wort verstand, die schwachen, langsamen, mühsam in Zwischenräumen vorgebrachten, wiederholt bittenden, flehenden Töne wollten mir in das Herz schneiden. Das war die Sterbende, zu der ich gerufen war, der ich den letzten Trost der Religion, die letzte Stärkung der Kirche bringen sollte. Sie konnte nur noch mit letzter großer Anstrengung sprechen, mit schwacher Stimme; sie mußte hinter jedem zweiten oder dritten Worte eine Pause machen, um Luft zu schöpfen. So hatte sie eine dringende, flehendliche Bitte ausgesprochen, die letzte Bitte ihres Lebens. Sie war ihr

abgeschlagen, sie wiederholte sie. Sollte sie ihr noch einmal abgeschlagen werden?

Wer war der Mann, den sie so bat? Wer war sie, die sterbende Bittende? Was bat sie so dringend?

Der Mann antwortete ihr noch einmal, noch leiser, als das erste Mal, aber — man konnte es hören — in einem wohlwollenden Tone. Dennoch hatte er noch einmal die Bitte der Sterbenden zurückgewiesen.

Sie weinte laut; ängstlich, schreckhaft ängstlich hörte es sich an. Das Weinen kam aus einer krankhaft verzehrten, zerrissenen Brust. Es hätte einen Stein erbarmen müssen, wie das Sprichwort so bezeichnend sagt.

Der Mann stampfte heftig mit dem Fuße.

Das Weinen hörte auf.

Mein Führer klopfte an die Thür, vor der wir standen.

Drinnen in dem Zimmer, jenseits der Thür hörte man nichts mehr. Aber nur einen Augenblick lang. Dann vernahm ich einen raschen, aber leichten und leisen Schritt. Unmittelbar darauf wurde eben so leise eine Thür geöffnet und sofort wieder zugemacht. Es war wieder Alles still.

Mein Führer öffnete die Flügelthür.

Mir klopfte das Herz.

An der geöffneten Thür trat er zurück und gab mir, ohne ein Wort zu sprechen, mit der Hand einen Wink, einzutreten.

Ich hatte unwillkürlich nach seinem Gesicht gesehen. Bisher hatte ich mich hinter ihm befunden, er hatte sich niemals nach mir umgewandt. Ich sah ein blasses, ältliches Gesicht. Schnell wandte es sich von mir ab, daß ich es nicht näher betrachten solle.

Ich schritt durch die Thür, die hinter mir durch meinen Führer verschlossen wurde.

Nur ein einziges Licht, eine Lampe unter einer Kugel von Milchglas, dicht verhängt mit einem grauen Schleier, verbreitete eine zweifelhafte Helle umher.

Dennoch konnte ich unterscheiden, wo ich war, denn ich war aus einem noch größeren Dunkel gekommen.

Ich befand mich in einem großen, weiten, hohen Gemache, das ein regelmäßiges Viereck bildete. Die Wände waren mit dunklen, wollenen Tapeten behangen; sie schienen alt zu sein; in die Wolle waren Figuren eingewirkt; sie waren schon vergilbt, in der Dunkelheit um so weniger zu erkennen. Ich glaubte dennoch, Trachten und Scenen aus der biblischen Geschichte zu unterscheiden. Sie waren gewiß kunstreich gefertigt, sie hatten zu ihrer Zeit einen reichen Schmuck des Gemaches gebildet. Sie waren wohl noch ein reiches Stück des Alterthums. Die hohe Decke des Zimmers war weiß, kunstvolle Stuckaturarbeit zierte sie.

Es waren nur wenig Meubeln in dem Gemach. Ein Paar dunkelbraune, fast schwarze, große Schränke mit alterthümlichem Schnitzwerke standen an den Wänden. An einer Seitenwand hing ein großer, schmaler Spiegel in goldenem Rahmen; er schien ebenfalls wie Alles in dem Zimmer, aus alter Zeit zu stammen.

Ganz im Hintergrunde, der Thür, durch die ich eingetreten war, gegenüber, stand an der Wand ein Bett mit hohen, himmelartig herunterfallenden, weißen Vorhängen.

Dort hatte jene Stimme gesprochen, die ich vorhin gehört hatte. Dort war auch jetzt das einzige Leben in dem Gemache. War nicht auch der Tod schon dort?

Die Vorhänge des Bettes waren zurückgeschlagen. An dem Kopfbende saß auf einem Stuhle eine Frau. Sie hatte sich bei meinem Eintreten erhoben und ging mir leise einige Schritte entgegen. Dann winkte sie mir, ohne zu sprechen, näher zu kommen.

In dem weiten, hohen, alterthümlichen Gemache herrschte die tiefste Stille. Es war jene eigenthümliche Stille des Krankengemaches, an dessen Schwelle der

Tod steht; er hat die Schwelle schon wohl überschritten, er steht schon nahe, dicht an dem Bette des armen Kranken.

Ich trat auf die Frau zu.

Sie war alt, in der Tracht einer Dienerin; vielleicht war sie auch etwas mehr. Ihr Gesicht hatte den Ausdruck einer gewissen festen Verslossenheit; doch glaubte ich auch einen Zug von Trauer darin zu erkennen. Sie sah mich mit einem Mißtrauen an, das sie wohl vergeblich zu verbergen suchte. Dann sagte sie leise, indem sie nach dem Bette zeigte:

„Da ist die Kranke.

Gleich darauf fragte sie: „Darf ich hierbleiben?

Sie meinte während des Acts der Beichte.

„Wird nicht, fragte ich sie zurück, die Kranke wünschen, mit mir allein zu sein?

Sie besann sich.

„Ich glaube wohl, sagte sie, ich werde daher nebenan bleiben; Sie können, wenn Sie meiner bedürfen, nur an die Thür dort klopfen.

Sie zeigte nach einer Tapetenthür, die ich bisher nicht bemerkt hatte. Dann kehrte sie zu dem Bette zurück, ordnete etwas an den Kissen, sprach ein paar sehr leise Worte und verließ durch die Tapetenthür das Zimmer.

Ich ging vollends an das Bett heran.

Auf den schneeweißen Kissen lag ein Frauengesicht, das fast weißer war, als die Kissen. Es war eben so hohl und eingefallen, wie bleich. Dennoch sah ich ein schönes Gesicht.

Sie war wach, die Kranke, aber sie bewegte sich nicht; nur ihre großen dunkelblauen Augen wandten sich zu mir. Sie sah mich damit klar an, dankbar, mit einer ergebenen stillen Ruhe.

Noch so jung, lag sie auf dem Todesbette; sie wußte, daß sie sterben mußte, schon jener Blick des Dankes

für die Stärkungen der Religion, die ich ihr brachte, zeigte es mir. Dennoch diese stille, klare, ergebene Ruhe. Es schnitt mir in das Herz, es erfüllte mich aber auch mit Bewunderung für die Sterbende.

Eins gewahrte ich noch, die Spuren frischer Thränen auf der weißen, feinen, durchsichtigen Haut des kranken Gesichts.

Sie war es also, die ich vor einigen Augenblicken hatte weinen, bitten hören.

Wie hätte es freilich auch die alte Dienerin sein können?

Ein Blick ihrer Augen bat mich, mich auf den Stuhl zu setzen, den die Wärterin verlassen hatte.

Ich ließ mich darauf nieder.

„Sie wünschen die Krankentröstungen der katholischen Kirche? fragte ich sie dann.

„Ich bitte darum, ehrwürdiger Herr. Ich muß sterben. Gestärkt durch die Sakramente unserer heiligen Religion, werde ich diese Welt leichter und ruhiger verlassen können.

Sie sprach die Worte leise, langsam mit Anstrengung, in Pausen, ganz so, wie ich sie vorhin hatte sprechen hören, aber dennoch auch vollständig mit jener klaren, stillen Ergebenheit, die ihr Aeußeres zeigte.

Ich schritt zu der heiligen Handlung, für die ich gekommen war, hörte ihre Beichte, reichte ihr das Abendmahl und gab ihr die letzte Selung.

Was sie mir beichtete — ich muß es hier und für immer verschweigen; es würde auch nicht zu dem führen, was gerichtlich entdeckt und ermittelt werden muß. Aber das Zeugniß bin ich dem armen edlen Kinde schuldig — sie war ein Kind, an Unschuld und Reinheit, wie an Jahren, sie zählte neunzehn Jahre, — das Zeugniß bin ich ihr schuldig, daß kein Flecken an ihrem Herzen und an ihrer Tugend haftete, daß ich nie mit leichterem Herzen die Absolution ertheilt habe.

Mit leichterem, sage ich, und doch war mir das Herz so schwer, bei dem Gedanken, daß dieses reine Wesen so früh, so jung dem Leben entrissen werden mußte.

Aber ich muß mittheilen, was zu jener Entdeckung führen kann. Es ist freilich nur Weniges.

„Sie sind Katholikin? war meine zweite Frage, die ich an sie richtete.

„Ja, war ihre Antwort.

„Wann waren Sie zum letzten Male zu Beichte und Abendmahl?

„Vor fünf Jahren.

„Und warum seit so langer Zeit nicht wieder?

Sie mußte auf die Frage gefaßt sein; dennoch antwortete sie mir nicht gleich. Nach einer Weile sagte sie, und es lag eine edle Festigkeit in ihrer Stimme:

„Ehrwürdiger Herr, ich darf Ihnen auf die Frage nicht antworten. Sie werden vielleicht noch manche Fragen an mich richten, richten müssen, auf die ich Ihnen keine Antwort geben kann. Aber glauben Sie darum nicht, daß ich Ihnen dadurch etwas von meinen Sünden verhehlen, daß ich mich besser machen will, als ich bin. Gott ist mein Zeuge; vor ihn trete ich ja in wenigen Stunden. Er kennt alle meine Gedanken, all mein Thun. Wie könnte ich da noch hier heucheln, lügen wollen? Aber ein feierliches —

Sie brach auf einmal ab. Unzweifelhaft hatte sie wohl in ihrer Gewissenhaftigkeit das Wort „Versprechen“ aussprechen wollen. Sie hatte es doch nicht gekonnt.

„Eine große, eine heilige Pflicht, fuhr sie fort, die heiligste Pflicht die der Mensch haben kann, verbietet mir, auch in der Beichte Manches zu offenbaren, was ich Ihnen unter anderen Umständen auf Ihre Fragen mittheilen müßte, damit Sie zu einer richtigeren Beurtheilung meines Inneren gelangen könnten. Sie werden es mir gestatten.

Der Antrag war mir altem erfahrenen Manne neu,

deshalb konnte ich ihr nicht sofort antworten; ich mußte nachsinnen.

Mein Schweigen ängstigte sie. Wie fromm war das edle Kind.

„Sie werden mir die Absolution nicht ertheilen können? fragte sie ängstlich.

Ich war gefaßt.

„Wenn Sie Ihr Herz mir aufdecken, sagte ich, wenn Sie keinen, gegen Ihr Gewissen streitenden Vorbehalt machen, und das werden Sie nicht! —

„Nein, das werde ich nicht, versicherte sie feierlich.

„So verschweigen Sie ruhig Alles, wovon Sie in Ihrem Gewissen annehmen dürfen, daß ich es nicht zu wissen brauche.

So beruhigt beichtete sie.

Ich sah klar in ihr Herz hinein. Es war ein frommes, demüthiges, schönes Herz. Es hatte sich nur Schwäche vorzuwerfen, und auch nur Einer konnte sie sich anklagen.

Und hier muß ich ihre Worte wiederholen.

„Ich bin undankbar gewesen, sagte sie. Und durch meinen Undank habe ich einen braven, einen sehr edlen Menschen unglücklich gemacht; ich habe ihn dem Verderben, einem schrecklichen Verderben überliefert. Aber ich konnte nicht anders. Das eigene Herz zerriß mir. Mein Vater — Nein. Ich darf es Ihnen nicht mittheilen! Ich büße ja auch dafür mit meinem Leben.

Sie war in große Aufregung gerathen, und mußte geschont werden. Ich ehrte schon darum ihr Geheimniß.

Sie wurde gleichwohl noch aufgeregter.

„Und das ist nicht Alles, sagte sie. Mein Tod zieht wieder einen andern nach sich. Einen —

Sie stockte wieder. Aber zu ihrer Aufregung schien auf einmal eine große Angst hinzuzutreten. Und mit der Angst kämpfte sie, und mit ihrem Gewissen, und auf der andern Seite mit ihrem Versprechen, das sie nicht hatte zugestehen können.

„Muß ich ein Verbrechen anzeigen, ehrwürdiger Herr? fragte sie in ihrer steigenden Angst.

„Haben Sie Theil daran?

„Nein, nein.

„Ist es schon verübt, oder —?

„Es soll —

„Es soll noch verübt werden?

Sie antwortete nicht.

„Und Ihre Anzeige würde es verhindern können?

Sie antwortete wieder nicht, konnte in ihrem schweren Kampfe nicht antworten.

In demselben Augenblicke glaubte ich eine Bewegung hinter der Tapete zu vernehmen, an der Thür, durch welche die alte Wärterin das Zimmer verlassen hatte. Es horchte dort Jemand in Unruhe. War es die Dienerin?

Auch die Kranke hatte das Geräusch vernommen und hörte einen Augenblick hin. Dann zeigte das blasse Gesicht einen festen Entschluß. Aber auch ein schmerzliches Gefühl, das plötzlich in ihr auftauchte, konnte sie nicht verbergen.

„Fragen Sie mich nicht weiter, bat sie.

Ich konnte es auch nicht.

„Sie müssen es mit Ihrem Gewissen abmachen, sagte ich, und mit Gott, vor dessen Angesicht Sie —

Auch das konnte ich, gegenüber der noch so jungen, von der Angst zerrissenen Sterbenden, nicht vollenden.

Aber ich konnte mich auch des Gedankens nicht erwehren, daß es sich um ein schweres, um das schwerste Verbrechen, daß es sich um einen Mord handle, der verhütet werden könne, der also verhütet werden müsse, zu dessen Mitschuldigen ich mich selber mache, wenn ich nicht Alles, was in meinen Kräften stehe, zu seiner Verhütung beitrage.

„Mein Gewissen, sagte ich, wie das Ihrige fordert

doch noch eine Frage an Sie. Ist von einem Menschenleben die Rede?

Sie zuckte auf bei der Frage, und ihre über der Brust gefalteten Hände krümmten sich krampfhaft; aber sie antwortete nicht.

„Und kann es gerettet werden? fragte ich weiter.

„O Gott, o Gott! mußte sie leise vor sich hinrufen.

„Dann, fuhr ich fort, bedenken Sie Ihr Gewissen. Können Sie vor Gott treten, belastet mit der schweren Schuld, das Leben eines Mitmenschen geopfert zu haben, da Sie es retten konnten? Und wenn der Herr Ihnen das frische Leben wiedergiebt, würde es nicht ein Fluch, ein langer, entsetzlicher Fluch für Sie sein, würden Sie je wieder frei in eines Menschen Auge blicken können?

Sie zitterte, wie im Todeskampfe. Aber konnte ich diese Qual ihres Körpers vermeiden, wenn ich ihre Seele retten wollte?

Ich hatte vergeblich gesprochen.

Ihre letzte Lebenskraft hatte sie zusammengenommen; sie gebot dem Beben ihres Körpers.

„Ich kann Ihnen nichts mehr sagen, sprach sie mit einer Festigkeit, die auch der Tod nicht erschüttern konnte. Gott wird das Verbrechen verhüten, wenn es nicht geschehen soll. Es wird ja genug sein an dem, was mit mir geschehen ist.

Unter welcher schweren furchtbaren Gewalt mußte die Unglückliche stehen! Was sie that, was sie verschwieg, es war ihrem freien Willen nicht mehr zuzurechnen.

Ich ertheilte ihr den Segen des Himmels, ich reichte ihr das Abendmahl, die letzte Stärkung des heiligen Deles.

Ihren Kräften konnte sie gebieten, so lange die heilige Handlung dauerte. Dann sank sie erschöpft

zurück; sie war gebrochen, sie lag wie eine Todte da. War sie von allen ihren Leiden befreit?

Die Tapetenwand öffnete sich plötzlich, nicht an jener Stelle, an der die alte Dienerin das Gemach verlassen hatte. An der anderen Seite des Bettes befand sich eine ähnliche, halbverborgene Thür. Durch diese war leise eine Frauengestalt in das Zimmer getreten.

Es war eine junge Frau mit einem leichenblassen Gesichte; eben die Todesangst hatte diesem Gesichte alle Farbe, alles Blut genommen.

„Retten Sie mich! flehte sie mich an, während sie auf mich zutrat.

Sie rief es, aber mit einer von der Angst unterdrückten Stimme. Und indem sie sich dann vor mir niederwerfen wollte, besann sie sich anders.

Sie wandte sich zu dem Bette der Kranken.

„Diese Edle, diese Unglückliche wird mit für mich bitten.

Aber sie sah, wie die Kranke leblos dalag.

„Sie ist todt! rief sie entsetzt und flog zu mir zurück, meine Hände ergreifend.

„Retten Sie mich! Ich bin verloren. Sie ist vergiftet; und ihre Todesstunde soll auch die meinige werden. Verlassen Sie mich nicht!

Sie preßte meine Hände krampfhaft.

Jene andere Thür in der Tapete öffnete sich wieder. Die alte Dienerin stürzte herein.

„Unglückliche! rief sie der Dame zu.

Eine große schöne Gestalt folgte ihr, ein Mann in der Mitte der dreißiger Jahre, mit einem stolzen, edlen Gesichte, das aber bleich war, wie das der Frau, die vor mir stand.

Mit finsterem Ernste schritt er auf diese zu.

„Fort! befahl er ihr.

Er sprach nur das eine Wort.

Der Unglücklichen schien die furchtbarste Angst die Sprache, das Bewußtsein genommen zu haben. Sie wankte aus dem Zimmer, durch dieselbe Thür, durch die sie eingetreten war.

Der hohe Mann schritt zu dem Bette der Kranken und beugte sich über sie.

„Sie lebt, sprach er dann mit einer Stimme, als wenn er selbst den Tod überwunden hätte.

Und in demselben Augenblicke schlug die Kranke die schönen Augen auf. Sie hatte in einer tiefen Ohnmacht gelegen.

„Ich lebe noch! hauchte sie leise, und ihre Augen sahen mit einem Blicke voll des seligsten, heiligsten Glückes in die Augen des Mannes.

Er ergriff ihre Hände, die sie noch gefalten hielt und drückte seine Lippen darauf. Er wollte etwas sagen, ausrufen.

Die Wärterin war ihm gefolgt; sie war an seine Seite getreten und berührte ihn leise. Er sah sich um, er sah mich.

„Sind Sie hier fertig? wandte er sich zu mir.

„Ja, antwortete ich. Mit der edlen Kranken da, der Gott auch das schöne, junge Leben erhalten möge. Aber —

„Aber? unterbrach er mich, finster, fast drohend.

Ein Gedanke, ein Entschluß war plötzlich in mir erwacht. Sein drohender Blick konnte ihn nicht zurückdrängen. War dieser Mann nicht jene furchtbare Gewalt, die den Willen der Kranken gefangen hielt?

„Aber, sagte ich ruhig, mit Ihnen, mein Herr, hätte ich noch ernste, wichtige Worte zu sprechen.

Ein wilder Blitz schoß aus seinen Augen. Er wollte mit einer heftigen Bewegung auf mich, dann auf das Bett der Kranken zustürzen. Er hielt sich, gewaltsam. Aber stolz, herrisch, drohend rief er:

„Sie sind fertig. Verlassen Sie mich.

Milder setzte er dann hinzu:

„Ich bin Ihnen dankbar für Ihre Dienste. Man wird Sie zurückführen.

Eine vornehme Handbewegung zeigte mir zugleich, daß ich entlassen sei.

Dennoch wollte ich nicht weichen, da ich sah, wie die Kranke mit Anstrengung eine Bewegung machte. Sie warf einen flehendlich bittenden Blick auf mich, dann auf den stolzen, vornehmen Mann, der mit jenem Glücke ihren Athem gefühlt, der mit jener Liebe ihre Hände geküßt, dem sie mit der innigsten Liebe in die Augen geblickt hatte. Es wurde mir auf einmal so Vieles klar.

Dieser Mann war es, den sie vorhin, bevor ich in das Zimmer getreten war, so innig, unter Thränen, unter ihren letzten Thränen um Etwas gebeten hatte. Er hatte es ihr verweigert. War es nicht das Leben gewesen, das jenem Verbrechen verfallen sollte? Das Leben der unglücklichen, ebenfalls noch so jungen und schönen Frau, die ich gesehen, die mich um Rettung gebeten hatte? Dann aber, was er ihr hatte verweigern können, sollte er es mir, dem Fremden gewähren? Er war stolz. Er hielt, selbst unbeugsam, den Willen der Kranken wie in einer eisernen Faust. Sein wilder Blick hatte mir den Mann des leidenschaftlichen, aufbrausenden, jähzornigen Charakters gezeigt.

Und nun dazu, sollte ich ihm zeigen, daß die Kranke, die Sterbende dennoch zur Verrätherin an ihm geworden sei? Sollte ich zum Verräther an ihr, an der Ruhe ihrer letzten Augenblicke werden?

Der Gott der Liebe wird es mir verzeihen, wenn ich schweigend ging. Die Sterbende sandte mir noch einen Blick der Dankbarkeit zu.

Gebeugten Hauptes verließ ich das hohe Gemach des Leidens, des Verbrechens, des Todes.

Draußen an der Flügelthür erwartete mich derselbe Mann, der mich hingeführt hatte. Verschlössen hatte er seine kleine Blendlaterne in der Hand. Er öffnete sie fast noch weniger, als vorher. So führte er mich schweigend durch die nämlichen Gänge zurück, durch die er mich hergebracht hatte. Tiefes Dunkel und tiefes Schweigen herrschten auch jetzt rund umher.

Zu Ende des unteren Ganges traten wir in den Thorweg, in dem ich den Wagen verlassen hatte. Derselbe Wagen hielt wieder dort; der nämliche große, breitschultrige alte Mann, der mich hergeholt hatte, stand wieder am Schlage, der nämliche Kutscher saß wieder auf dem Boche. Ob auch die Pferde dieselben waren, konnte ich nicht sehen.

Der alte Mann hob mich in den Wagen, stieg selbst nach und schlug die Wagenthür zu. Wieder befanden wir uns in vollständigster Finsterniß, die Hand vor den Augen war nicht zu sehen. Der Wagen setzte sich in Bewegung und das dumpfe Brausen dröhnte wieder in meinen Ohren.

Finsterniß und Brausen dauerten fort, bis der Wagen hielt. Da öffnete mein Begleiter den Schlag. Er sprach jetzt wieder die ersten Worte; denn vergeblich hatte ich im Wagen einige Male ein Gespräch mit ihm beginnen wollen, er hatte mir kein einziges Mal etwas erwidert. Es hatte ein Stummer neben mir gefessen.

„Darf ich Sie bitten, hier auszusteigen? sagte er. Sie müssen es mir schon nicht übel nehmen, daß ich Sie nicht ganz bis vor Ihr Haus zurückführe. Auch eine andere Bitte habe ich noch an Sie auszurichten. Der Dienst, den Sie der Sterbenden geleistet haben,

kann Ihnen nicht bezahlt werden. Aber vertheilen Sie Dieses unter den Armen Ihrer Gemeinde.

Er drückte mir eine schwere Geldrolle in die Hand. Für meine Armen mußte ich sie annehmen.

Ich stieg aus dem Wagen, der in schnellem Trabe dann zurückfuhr.

Um mich her war noch tiefe Nacht. Dunkle Wolken hingen noch schwer am Himmel, und obwohl ich mich auf freiem, unbewohntem Felde befand, kannte ich die Gegend, selbst in der Dunkelheit der Nacht. Ich war etwa zehn Minuten von meiner Wohnung entfernt, zu der ich zurückkehrte.

Der Knecht, der gewacht hatte, öffnete mir. Es war drei Uhr Morgens vorbei. Also gerade sechs Stunden war ich fort gewesen. Ich sah dann das Geld nach, das ich für die Armen erhalten hatte, es waren hundert Stück Friedrichsd'or.

Dann mußte ich sofort den Entschluß ausführen, der während meiner Rückkehr unabänderlich in mir geworden war. Schlaf wäre ohnehin nicht in meine Augen gekommen. Ich trug meinem Knechte auf, mir schleunig im Dorfe ein Fuhrwerk zu besorgen, und fuhr hierher, um Ihnen mein Erlebtes mitzutheilen.

Dies habe ich gethan, denn es war trotz alledem meine Pflicht. Entscheiden Sie nun nach den Gesetzen über das Fernere.

Der Geistliche schloß seine Erzählung. —

Er hatte mir ein doppeltes Verbrechen entdeckt, einen zwiefachen Mord. Auch ich glaubte, nicht daran zweifeln zu dürfen. Geheimnißvoll war zwar Alles; räthselhaft war Vieles. Wie namentlich stand das Leben der einen Dame in Verbindung mit dem der anderen? Aber diese andere, die, der der Geistliche die letzten Tröstungen der Religion gebracht hatte, war vergiftet, an ihr war ein Verbrechen begangen; jene selbst, deren Leben an das ihrige geknüpft war,

hatte es gesagt, und auch, daß sie gleichfalls sterben solle. Warum? Von wessen Hand? Es war das erste, es war das dringendste Räthsel in dieser dunklen Geschichte. Aber war es unwahrscheinlich, weil es räthselhaft war? Hatte nicht die Sterbende selbst es bestätigt? Und war nicht das Urtheil des Geistlichen über den stolzen, leidenschaftlichen, jähzornigen Mann, wahrscheinlich den Herrn des geheimnißvollen Hauses, gerechtfertigt?

Der Geistliche selbst hatte mir vom ersten Augenblicke an den Eindruck des wahren und gewissenhaften, würdigen Mannes gemacht, als der er in allgemeiner Achtung stand.

Es mußte geholfen, es mußte zunächst dem noch zu verübenden Verbrechen vorgebeugt werden. Sofortiges, schleunigstes Einschreiten that Noth. Es mußte von mir ausgehen. Dem Criminalrichter stand zugleich die Hülfe der Polizei zu Gebote. Aber war noch Hülfe möglich? War dem zweiten Verbrechen noch vorzubeugen?

„Mußten Sie die Todesstunde der Kranken für nahe halten? fragte ich den Geistlichen.

„Ich hatte kein klares Urtheil darüber, erklärte er. Die sonderbar trockene Haut, die Bleifarbe, die sich manchmal plötzlich über das Gesicht verbreitete, die tief schwarzen Ränder rund um die Augen, das eigenthümliche Glänzen der Augen selbst, das Alles hatte mich anfangs über die Natur ihrer Krankheit eben so zweifelhaft wie stutzig gemacht. Als ich von einer Vergiftung hörte, mußte ich an ein langsam wirkendes Gift denken, das vielleicht schon längere Zeit zerstörend in dem zarten Körper gewirkt hatte. Aber ich habe über Vergiftungen nur gelesen.

Es konnte also Hülfe noch möglich sein.

Aber war sie überhaupt möglich? Wohin war sie

zu bringen? Das war jetzt die wichtigste, mit jenem dringendsten Räthsel zusammenhängende Frage.

Der Geistliche hatte nichts darüber sagen können. Er hatte keine Ahnung davon gehabt, wohin er geführt war; er hatte noch keine Ahnung davon, wo er gewesen war. Auch ich hatte keine. Ich glaubte nur gewiß darüber zu sein, daß der Ort des Verbrechens in meinem Gerichtsbezirke zu suchen sei. Dieser war groß, er hatte namentlich nach jener Seite hin, wo das Pfarrdorf des Geistlichen lag, eine Länge von mehr als zwölf Meilen, vom Sitze des Gerichtes aus gerechnet. Fünf Meilen lag das Dorf von da entfernt. Sechs Stunden war der Geistliche abwesend gewesen. Eine halbe Stunde mindestens hatte er sich bei der Kranken aufgehalten. Die Fahrt hin und zurück hatte also jedesmal keine volle zwei Stunden gedauert. Hatten dann auch die Pferde ununterbrochen und sehr schnell gelaufen, mehr als vier Meilen hatten sie jedesmal nicht zurücklegen können. Nun kannte ich meinen Gerichtsbezirk ziemlich genau, aber um für diesen Fall mich zu orientiren, dafür fehlte mir jeder Anhalt.

Auch die übrigen Mitglieder und die Sekretaire des Gerichts konnten weder auf einen Ort, noch auf Personen schließen, die ihnen irgend bekannt waren, oder von denen sie gehört hatten.

Aber es war an dem Gerichte noch ein alter Executor. Er war am längsten, viele Jahre da gewesen und hatte vielleicht über tausend Mal den Gerichtsbezirk nach allen Richtungen durchkreuzt und durchstrichen.

Er kannte jedes Dorf, jeden Ort darin, die meisten Personen, tausend Verhältnisse.

Ihn ließ ich kommen; ihm mußte der Geistliche wiederholen, was Ort, Personen, Zustände betraf. Er hörte Alles aufmerksam an. Man las in seinem Gesichte, wie in seinem Innern, Helle und Dunkel

wechseln. Zuletzt, als der Geistliche geendet hatte, blieb es hell in ihm. Aber er hatte noch einige Fragen.

„Glaubten Sie nicht, sich in einem alten Schlosse zu befinden?“

„In der That machte Alles den Eindruck auf mich.“

„Den großen, vornehmen Mann hielten Sie für den Schloßherrn?“

„So kam er mir vor.“

„Wie war er gekleidet?“

„Ich habe nicht genau darauf geachtet; ich meine, er hätte einen kurzen, eng anschließenden, schwarzen Sammetrock mit Schnüren getragen.“

In den Augen des alten Executors leuchtete es heller auf.

„Er trug einen Schnurrbart? fragte er.“

„Einen schwarzen Schnurrbart.“

„Sein Wesen hatte etwas Militairisches?“

„Und Befehlendes dazu.“

„Richtig —“

„Sie kennen ihn? Also auch das Schloß? mußten wir fragen.“

Er wollte sich noch nicht aussprechen.

„Die zweite junge Dame kann ich nicht unterbringen, schüttelte er bedenklich den Kopf; aber alles Andere stimmt, der Schloßherr, die alte Frau — es ist die Haushälterin — der alte Diener. Ja, ja, er muß es doch sein.“

„Und wer? fragten wir.“

„Es ist der tolle Graf.“

„Der tolle Graf?“

Der Geistliche rief es, ich rief es. Wir hatten Beide noch kein Wort von dem tollen Grafen gehört.

„Wer ist der tolle Graf? Wo wohnt er?“

„Er wohnt auf Schloß Bohwinkel.“

„Schloß Bohwinkel, fragte ich, liegt in dem äußersten Winkel des Gerichtsbezirks?

„Ja, zwischen den beiden Flüssen, die dort in der Nähe zusammenströmen.

„Es liegt, wie ich gehört habe, sechs Meilen von meinem Dorfe entfernt, bemerkte der Geistliche.

„So ist es, aber der tolle Graf hat tüchtige Kenner.

„Und wer ist der tolle Graf?

„Sein Name ist Graf Bohwinkel. Er wohnt seit ungefähr vier Jahren in Bohwinkel. Woher er gekommen war, wo er früher war, weiß man nicht, auch nicht, was er früher getrieben hat. Ich meine nur, daß er Soldat gewesen sein müsse, und zwar ein vornehmer Offizier. Obwohl er noch jetzt nicht alt ist. Ich habe ihn nur einmal gesehen, aber ich sah es ihm an, ich bin selbst in früheren Jahren Soldat gewesen.

„Und warum heißt er der tolle Graf?

„Die Leute in der Gegend sagen, er sei wirklich verrückt, er verfalle manchmal in wahre Raserei.

„Sei er schon so hergekommen?

„So meint man. Gewisses weiß man nichts über ihn. Er hat mit keinem Menschen Umgang, er läßt Niemanden in das Schloß. Die Leute fürchten sich auch vor ihm, sie wagen sich nicht einmal in die Nähe des Schlosses, sie glauben, er werde ihnen ein Leid anthun, oder es müsse ihnen sonst ein Unglück begegnen.

„Hat er zu diesem Glauben Veranlassung gegeben?

„Ich habe nichts davon gehört. Aber ich glaube nicht. Er thut vielmehr den Armen viel Gutes, und die Leute, die für ihn arbeiten, sind zufrieden mit ihm. Er soll sehr reich sein.

„Die beiden Damen im Schlosse, in welcher Beziehung stehen sie zu ihm?

„Ich weiß nur von Einer; die ist mit ihm herge-

kommen. Auch sie sieht man fast nie. Wer sie gesehen hat, sagt, daß sie wunderschön, aber blaß wie eine Wand sei. So ist sie schon gewesen, wie sie vor vier Jahren, noch als halbes Kind, herkam. Daß sie jemals gelacht habe, hat noch kein Mensch gesehen.

„Und was ist sie ihm?

„Darüber weiß man Nichts. Sie heißt in der Gegend nur das blasse Fräulein. Einige meinen, es sei eine Nichte von ihm, Andere wollen sie gar für seine Tochter halten.

„Hat er andere Verwandte bei sich?

„Nur Dienerschaft; die alte Haushälterin und zwei alte Bedienten.

„Wissen Sie weiter nichts über ihn?

„Weiter nichts. Die Leute wissen aber auch nicht mehr von ihm. Freilich war ich seit drittehalb Jahren nicht mehr in jener Gegend; es fallen überhaupt selten Verbrechen dort vor. Aber da fällt mir ein, vor einem Vierteljahr traf ich hier in der Nähe den alten Schulzen aus dem Dorfe Bohwinkel. Ich fragte ihn, was sein toller Graf mache. Er antwortete mir, daß bei dem sonderbare Dinge vorgingen. Doch weiter wollte er aber mit der Sprache nicht heraus. Er ist ein verschwiegener Mann. Wenn er indeß gerichtlich vernommen wird, so wird er die Wahrheit sagen.

Es war nicht viel, was der alte Executor wußte; aber es war ausreichend, um vorläufig den Weg zu bezeichnen, der zu nehmen war. Er war unerwartet schnell gefunden.

Sofort mußte er eingeschlagen, verfolgt werden.

In einer halben Stunde war ich reisefertig. Den alten Executor nahm ich mit mir, außerdem einen Protocollführer und ein paar Gerichtsboten. Zwei Gensdarmen erhielten die Ordre, mir zu folgen.

Der alte Geistliche begleitete mich nicht.

„Ich habe gethan, was mein Gewissen von mir forderte, sagte er. Jeder weitere Schritt würde mein geistliches Amt compromittiren, ohne die Sache zu fördern.

Er hatte Recht. —

Wir waren mit Extrapost gefahren. Es lag mir Alles daran, sobald wie möglich an Ort und Stelle zu kommen. Fünf Meilen weit hatten wir zu fahren, fast bis zu dem entferntesten Punkte des Gerichtsbezirks. Der abgelegenste war es jedenfalls; auch der dem Criminalgerichte am wenigsten bekannte. Der alte Executor hatte Recht gehabt, gerade in der Gegend von Bohwinkel fielen die wenigsten Verbrechen vor. Ich war noch nie dahin gekommen.

Es war gegen Abend, als wir das Ziel unserer Reise vor uns sahen. Wir waren schon seit länger als einer Stunde in einer kahlen, nackten, grauen Heide gefahren. Sie war zuerst unübersehbar; nur einzelne Gruppen verkrüppelter Fichten hatten dann und wann und auf kurze Strecken den Blick begrenzt. Dann hatte sich ganz hinten am Horizont ein dunkler Streifen gezeigt, einer niedrigen, festen Bank von Regenwolken gleich, die in der Nacht heraufkommen und sich entladen wollen. Dann begann sie nach und nach in ein spitzes Dreieck zusammenzulaufen, und nun zeigte sich auch etwas Anderes, als das graue Heide-land. Dunkles, niedriges Erlengebüsch tauchte zu beiden Seiten auf; der Grund wurde schwarz, es war Moorland, mit dem Heideland wechselnd. Ein einziger schmaler Weg zog sich hindurch. Die Erlen zeigten den Lauf der beiden Flüsse an, die bald jenseits Bohwinkel sich vereinigen sollten.

Die Gegend blieb finster, traurig, öde. Kein Haus war zu sehen, kein beackertes Land, keine Wiese, keine Weide. Und kein Laut war weit und breit zu hören,

kein Vogel, kein anderes Thier; an die Nähe von Menschen schien hier gar nicht zu denken zu sein.

In diesem Winkel der Erde hauste der tolle Graf.

Jener dunkle Streifen am Saume des Horizonts kam näher. Er erhob sich höher. Wir erkannten auf etwas höherem Lande einen weiten Fichtenwald. Er lag noch immer entfernt, jenseits der Vereinigung der beiden Ströme, wie der, der Gegend kundige Executor sagte.

Aber in der Nähe vor uns wurde auf einmal etwas Anderes sichtbar. Der Fichtenwald hatte es überragt, wir hatten es daher in der Ferne nicht sehen können. Die Erlenreihen, an denen wir dicht entlang gefahren waren, hatten es uns in der Nähe verborgen.

Als der Weg sich drehte, lag plötzlich ein sonderbarer Complex, ein wunderbar Gemisch von Gebäuden vor uns; lange Mauern, hohe Dächer, spitze Thürme, Erker, Winkel, graue, dunkle, verwitterte Hausstücke, helle, glänzend polirte, moderne Facaden. Alles lag zuerst dem Auge bunt und wirr durcheinander, wie toll.

Hier kann wohl ein Toller hausen!

Aber als wir näher kamen, als wir schärfer hinblickten, unterschied das Auge.

Ein großes, altes Ritterschloß lag vor uns, ein ungeheurer Bau, vielleicht noch aus der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts, mit riesig hohen, steil auflaufenden Schieferdächern, mit spitzen Thürmen, mit Erfern und Zinnen. Umher waren Wirthschaftsgebäude, größere, kleinere, aus allen Jahrhunderten stammend; die ältesten mochten zugleich mit dem alten Schlosse entstanden sein.

An der Seite dieses alten Schlosses, unmittelbar neben ihm erhob sich dann aber mit langer, heller,

glänzender Fagade ein im modernsten, elegantesten, geschmackvollsten Style aufgeführtes adliches Schloß. Es war ein Grafenschloß; ein Fürst hätte seine Residenz darin aufschlagen können. Der schöne und weitläufige Bau mußte ganz neu entstanden, und schien kaum, oder so eben erst vollendet zu sein. Er zeugte überall von Geschmack, Pracht und Reichthum.

Hatte ein Toller ihn aufgeführt? Der tolle Graf?

Auch der alte Executor staunte.

Als er vor drittehalb Jahren zum letzten Male hier gewesen war, hatte er von dem Bau noch keine Spur gesehen. Mit welcher Energie, aber auch mit welchem Aufwande von Geld und anderen Mitteln mußte er seitdem zur Vollendung gekommen sein!

Aber das schöne, reiche, prachtvolle Gebäude stand auf nacktem, kahlem Heidegrunde, und aus seinen prunkhaften Gemächern und glänzenden Fenstern sah man nur dunkle, melancholische Erlen und verkrüppelte Fichten. Und wie schaurig lag das alte, graue, verwitterte Ritterschloß daneben!

Hier konnte doch ein Toller hausen. Wenn irgendwo, hier mußte der Aufenthalt des tollen Grafen sein.

„Schloß Bohwinkel! sagte der Executor. Hier wohnt er.

Wir mußten an dem Schloß vorbei fahren. Der Schulze, den ich vorab sprechen mußte, wohnte in dem Dorfe Bohwinkel, das eine kleine Viertelmeile hinter dem Schlosse lag.

Es war ein kleines Fischerdorf, meist von dem Fischertrage der nicht weit davon zusammenströmenden Flüsse sich ernährend.

Wir fanden den Schulzen des Dorfes in seiner Wohnung. Er war ein verständiger und mehr als gewöhnlich unterrichteter, aber auch ein vorsichtiger und verschlossener Mann. Er wollte daher auf meine

Anfragen nach dem Grafen Bohwinkel und dessen Verhältnissen, mit der Sprache nicht recht heraus.

Der Graf sei ein sehr braver und sehr reicher Herr, der den Armen des Dorfes und der Umgegend viel Gutes erzeige. Das Dorf sei durch ihn sogar zu einer gewissen Wohlhabenheit gekommen, besonders durch den neuen Schloßbau, der vor Kurzem fertig geworden und seit länger als zwei Jahren mehrere Hunderte von fremden Arbeitern hergezogen habe, Meister, Gesellen, Tagelöhner, reiche Unternehmer, vornehme Künstler. Alle hätten viel Geld verzehrt. Es sei in der ganzen Gegend Niemand, der dem Grafen nicht in einer oder der anderen Weise zu Danke verpflichtet sei, und kein Mensch könne ihm auch nur das geringste Böse nachsagen.

„Aber man nennt ihn den tollen Grafen, bemerkte ich.

„Er hat einmal den Namen; er hat ihn bekommen, ehe ihn die Leute recht kannten. Da hielten sie ihn für verrückt und toll. Er ist aber wohl nur ein armer, unglücklicher Mensch bei allem seinem Reichtum.

„Und was fehlt ihm bei seinem Reichtum?

„Das mag nur er und Gott im Himmel wissen, und doch, auch noch wohl Jemand.

„Wer wäre das?

Der Schulze antwortete nicht.

Ich wiederholte meine Frage.

„Nein, nein, sagte er. Ich weiß nichts Gewisses. Es war nur so ein Gedanke von mir.

„Die Leute sollen ihn aber doch fürchten, sagte ich; sie sollen sogar ungern an seinem Schlosse vorbeigehen.

Das war auch früher, als man ihn noch nicht kannte. Seit dem neuen Schloßbau fürchtet sich kein Mensch mehr vor ihm.

„Sieht man den Grafen oft?

„Fast gar nicht; er verläßt selten das Schloß, und in das Schloß kommt kein Mensch.

„Woher hat man denn jene Nachrichten über ihn? und durch wen thut er den Leuten Gutes, wenn er Niemanden sieht und spricht?

„Durch seinen alten Diener, den alten John, wie er heißt, und besonders früher durch das Fräulein.

„Durch das blassse Fräulein?

„So heißen sie die Leute. Sie sieht immer so blaß und traurig aus. Sie ist ein wahrer Engel.

„Sie sprachen eben, daß durch ihre Hand früher die Wohlthaten des Grafen gegangen seien?

„Ja.

„Und warum jetzt nicht mehr?

„Es hat sie lange Keiner mehr gesehen.

„Ist sie verreist?

„Nein.

„Was ist es denn mit ihr?

„Man weiß es nicht recht.

„Man spricht also davon?

„Es wird Vielerlei gesprochen.

„Und was zum Beispiel?

„Ich bekümmere mich nicht darum. Das arme Fräulein mag wohl krank sein. —

Er hielt offenbar vorsichtig und zähe mit irgend etwas zurück. Um so erheblicher mußte es sein; um so mehr mußte ich es wissen. Aber ich konnte es nur auf einem anderen Wege erfahren.

„Wie lange ist der Graf hier? fuhr ich in meinem Befragen fort.

„Seit etwas über vier Jahren.

„War er vorher schon hier gewesen?

„Niemals.

„Woher kam er?

„Aus einer ganz anderen Provinz des Landes; es soll an zweihundert Meilen von hier sein.

„Er ist seitdem ununterbrochen hier gewesen?

„Soviel ich weiß, war er keinen Tag fort.

„Weiß man, was ihn veranlaßt hat, seinen Wohnsitz hier zu nehmen?

„Man weiß nichts darüber. Aber dieses Schloß gehört seit uralten Zeiten seiner Familie, es ist ihr Stammschloß, von dem sie ihren Namen führt. So lange man denkt, hat aber Niemand von der Familie hier gewohnt; das Schloß hat immer wüst und leer dagestanden, nicht einmal ein Kastellan, kein Mensch hat darin gewohnt oder nur die Aufsicht darüber gehabt. Die Familie hat große Güter in jener entfernten Provinz, und dort oder sonst wo müssen die Bohwinkels immer gewohnt haben. Hier hatte man seit Menschengedenken nichts von ihnen gehört, man wußte nicht einmal, ob das Schloß noch einen Herrn habe. Da kam vor vier Jahren auf einmal zuerst der alte John, ließ durch Leute aus dem Dorfe in dem verfallenen alten Schlosse nothdürftig ein paar Zimmer zum Wohnen in den Stand setzen und reiste dann wieder ab. Wozu er die Zimmer habe einrichten lassen, hatte er nicht einmal gesagt. Er sprach und spricht überhaupt kein Wort, das er nicht nothwendig sprechen muß. Aber nach vier Wochen kam er mit dem Grafen zurück, der seitdem hier geblieben ist.

„Mit dem Grafen allein? fragte ich.

„Es waren auch die Anderen dabei, die noch hier sind.

„Und wer sind diese?

„Das Fräulein, eine alte Haushälterin, noch ein alter Diener und ein alter Kutscher.

„Aber der Graf hat doch mehr Leute bei sich?

„Gewiß, er hat sie später angenommen.

„Er ist unverheirathet?

„Er ist ohne Frau.

„Auch nicht verheirathet gewesen?

„Soviel man hier weiß, nicht.

„Wer ist das Fräulein?

„Ich weiß nichts von ihr.

„Wie heißt sie?

„Man nennt sie nur Fräulein Marie.

„Ihren Familiennamen kennt man nicht?

„Nein.

„In welcher Beziehung steht sie zu dem Grafen?

„Davon weiß man nichts.

„Hat man keine Vermuthungen?

„Gar keine. Von den Leuten des Grafen hat keiner darüber gesprochen. Wenn Andere meinen, sie sei eine Verwandte, eine Nichte, oder gar eine Tochter des Grafen, so meinen sie das eben nur, ohne zu wissen, warum.

„Wie alt ist sie?

„Sie muß neunzehn oder zwanzig Jahre alt sein. Ungefähr fünfzehn Jahre schien sie alt zu sein, sie war noch beinahe ein Kind, als sie vor vier Jahren herkam.

„Fast ein Kind? So hat sie noch später Unterricht gehabt?

„Ja, aber nur von dem Grafen selbst; er soll ein Herr sein, der selbst sehr Viel gelernt hat. Und Religionsunterricht soll das Fräulein schon früher gehabt haben. Sie war auch schon eingesegnet, als sie hierher kam.

„Hat sie hier die Kirche besucht?

„Nein; man sagt, sie sei katholisch.

„Auch der Graf?

„Er nicht. Aber in der Kirche hat man auch ihn nicht gesehen, auch Keinen von seinen Leuten.

„Weiß man von dem früheren Leben des Grafen?

„Ich habe gehört, daß er Offizier gewesen sei.

„Hat sich nicht in neuerer Zeit etwas Besonderes auf dem Schlosse zugetragen?

„Ich weiß von nichts.

„Sie meinten, das Fräulein soll krank sein?

„Weil man sie so lange nicht gesehen hat.

„Hat man nicht gehört, daß ein Arzt zum Schlosse gerufen sei?

„Nein. Aber die alte Haushälterin ist selbst so ein halber Arzt; die Kranken der Gegend finden immer Hülfe bei ihr.

Sie könnte also auch dem Fräulein Arzt sein?

„Ich denke es mir.

„Wenn man nun dem Fräulein im Schlosse ein Leid angethan hätte?

„Wie so? —

Er war doch unruhig bei der Frage geworden.

„Wenn sie vergiftet wäre?

Er erblaßte.

„Schulze, Sie wissen etwas!

„Nein, nein, Herr Criminalrath.

Er war unruhiger geworden. Ich mußte das benutzen. Er mußte endlich aus seinem vorsichtigen, ängstlich vorsichtigen Schweigen heraus. Ich konnte mir diesen Grund erklären. Der Graf war der Wohlthäter des armen Dorfes. Er durfte nicht verloren werden, man durfte nichts gegen ihn sagen. Um so mehr war freilich gegen ihn zu sagen, und um es herauszubekommen, mußte eine andere, eine größere Furcht wirksam werden.

„Schulze, im Schlosse ist ein Verbrechen verübt!

„Ich weiß es nicht, Herr Criminalrath.

„Aber ich weiß es, Schulze. Elf Meilen weit von hier, habe ich es erfahren und es erscheint auffallend, daß Sie hier an Ort und Stelle nichts davon wissen wollen. Ich bin hier, es zu untersuchen. Sie würden

sich geradezu verdächtig machen, wenn Sie, als Beamter mir nicht allen möglichen Beistand dazu leisten würden. Der erste Beistand den ich von Ihnen erwarten muß, besteht in einer völlig offenen, rückhaltslosen Mittheilung eben dessen, was Ihnen von dem Schlosse bekannt ist, von den Persönlichkeiten dort, von Verhältnissen, dem Thun und Treiben der Leute. Sie haben mir bisher Vieles zurückgehalten.

Da hatte er, nachdenklicher geworden, seinen Entschluß gefaßt. Er sah meinen Ernst und er war trotz alledem ein ehrlicher Mann und ein gewissenhafter Beamter.

„Fragen Sie mich, Herr Criminalrath, sagte er.

Ich fragte ihn, und er war offen, völlig offen geworden.

„Welche Bewandniß hat es mit dem Grafen?

„Der Graf ist ein braver Mann.

„Aber warum heißt er der tolle Graf?

„Es ist wirklich nicht recht richtig mit ihm. Die Leute wollten ihn schon gleich nach seiner Ankunft vor vier Jahren, manche Nacht bald in dem Garten hinter dem Schlosse, bald zwischen den Erlen am Flusse, gesehen haben, wie er umhergelaufen, die Hände gerungen, laut geweint und vor sich hin gesprochen habe. Ich hatte es anfangs nicht glauben wollen, denn ich hatte ihn einige Male bei Tage gesehen, und er war mir ganz vernünftig erschienen, wenn er auch sehr blaß aussah und einen so sonderbaren Blick hatte. Da hatte ich mich auf einer kleinen Reise verspätet und ich kam erst gegen Mitternacht zum Dorfe zurück. Es war gerade um die Zeit des Vollmondes. Der Mond war aber meist durch Wolken verdunkelt. Ich war allein. Wie ich noch ungefähr eine Viertelmeile von dem Schlosse entfernt war, hinten in der Heide, höre ich auf einmal nicht weit von mir ein lautes Schluchzen. Ich hatte vorher gar keinen Laut vernommen.

Um so sonderbarer hörte es sich an, so auf einmal, in der Stille der Nacht, nahe vor Mitternacht, mitten in der einsamen Heide. Es kam seitab aus einem kleinen Erlengebüsch, das sich unmittelbar am Flusse befand. Mir wurde zuerst ganz unheimlich zu Muth. Ich dachte an den tollen Grafen, die Leute nannten ihn schon damals so. Aber man hatte ihn immer nur in der Nähe des Schlosses gesehen oder gehört, und immer war der alte Diener John ganz nahe bei ihm gewesen, der die Leute, wenn sie herangehen wollten, zurückgewiesen hatte. Wie wäre er hierher, weit vom Schlosse entfernt, mitten in der Nacht in die Heide gekommen? Dazu kam, daß ich, obwohl der Mond gerade hell schien, rund umher keinen Menschen erblickte, auch nichts als das Schluchzen hörte. Es war dicht am Wasser; wie leicht konnte da ein Unglück passirt sein. Ich ging entschlossen zu den Erlen, und von einer derselben, unmittelbar vom Ufer her, hörte ich fortwährendes Schluchzen eines Mannes. Sehen konnte ich nichts.

„Wer ist da? rief ich laut, ehe ich ganz an den Erlengebüsch hinan ging, der keine zehn Schritte von mir entfernt war. Ich erhielt keine Antwort, aber das Schluchzen hörte nicht auf. Ich rief noch einmal. Das Schluchzen blieb, und ich erhielt wieder keine Antwort.

Ein Herz fassend, ging ich näher. Der Mond schien noch hell, und in seinem Scheine sah ich auf einmal den Grafen. Er lag an der Erde; seine beiden Hände hatten wie im Krampfe zwei Nester der Erle gefaßt; er schüttelte sie gewaltsam und schluchzte noch immer laut.

Zweifelhaft, ob ich still zurückkehren oder ihn anreden sollte, sah ich jetzt, daß das, was man von ihm gesagt hatte, wahr sei. Daß ihm in solchen Zuständen ein Unglück begegnet sei, hatte man nie gehört.

Dagegen hätte meine plötzliche Erscheinung ihn in Raserei bringen können. Ich beschloß, leise umzu-
kehren. Aber, wenn er mich auch nicht gehört hatte,
er hatte mich auf einmal gesehen. Plötzlich sprang er
auf, und ehe ich mich besinnen konnte, stand er vor
mir. Er ist ein großer, kräftiger Mann; in der
Nacht, an dem einsamen Orte, in dem Mondlichte, in
meinem Schreck kam er mir noch einmal so groß vor.
Und dabei sah er so leichenblaß aus, und das Gesicht
war ihm wie entstellt, und er blickte mich wild und
verstört an.

„Was will Er hier? rief er mir zu.

Ich war verwirrt, ich leugne es nicht.

„Nichts, gnädiger Herr, sagte ich, ich kam zufällig
hierher.

„So scheere Er sich.

Ich ließ es mir nicht zweimal sagen, und machte
mich still und eilig davon. Hinter mir hörte ich nichts
mehr. Er war mir nicht gefolgt, er schluchzte aber
auch nicht mehr.

Nach einer Weile, als ich schon längst die Land-
straße erreicht hatte, blieb ich horchend stehen.

Da vernahm ich von einer anderen Seite Ge-
räusch, und gleich darauf von noch einer. Große,
eilige Schritte naheten sich vom Schlosse her und aus
der Mitte der Heide. In meiner Nähe trafen sie zu-
sammen. Zwei Männer sprachen mit einander. Ich
verstand ihre Worte nicht, aber ich erkannte die Stimme
des Einen, es war John, der alte Diener des Gra-
fen; er stand mit dem Kutscher beisammen. Es war
mir nicht zweifelhaft, was sie in der Mitternacht in der
Heide wollten. Ich ging auf sie zu.

„Sie suchen Ihren Herrn? fragte ich den John,
den ich kannte.

Er wußte nicht, ob er mir Ja antworten sollte.

„Sie finden ihn da hinten in dem Erlengebüsch am Wasser, sagte ich ihm dennoch.

Sie eilten beide zu den Erlen.

Ich ging ihnen nicht nach; aber in der Nähe des Schlosses verbarg ich mich, um ihre Rückkehr zu erwarten. Nach einer Viertelstunde kamen sie an. Der alte John führte seinen Herrn am Arme; der Kutscher ging zehn Schritte hinter ihnen. Ich war nicht ganz nahebei und konnte nicht genau sehen, allein es kam mir vor, als wenn der Graf so schwach war, daß er nicht allein gehen könne und der Diener ihn mit seinem Arme unterstützen müsse. Sie gingen still in das Schloß hinein. —

„Haben Sie in späterer Zeit Aehnliches wahrgenommen? fragte ich den Schulzen.

„In solcher Art nicht wieder. Aber Zweimal habe ich etwas Anderes erlebt, das mir noch graufiger war. Das erstemal war zwei Jahre später. Es war ein warmer Sommertag, im Juli. Das Fräulein war krank gewesen, man hatte sie lange nicht gesehen; es hieß, sie habe sehr gefährlich krank gelegen und man habe lange Zeit an ihrem Aufkommen gezweifelt. Zum Danke und zur Feier für ihre Genesung hatte daher der Graf ein besonderes Fest veranstaltet.

Ich glaubte den Schulzen hier unterbrechen zu müssen.

„Wissen Sie wirklich nichts Näheres über die Beziehung des Fräuleins zum Grafen?

„Kein Mensch weiß etwas Bestimmtes darüber. Die Leute meinen, sie sei seine Nichte oder Tochter, wie ich schon sagte. Aber ich glaube gar nicht, daß sie eine Verwandte von ihm ist. Es muß etwas ganz Besonderes um sie sein. Es muß einmal eine Geschichte passirt sein, die —. Aber Sie werden es sich ja selbst sagen können, wenn ich weiter erzähle.

Das Fräulein sollte schon während ihrer Krankheit den Grafen gebeten haben, wenn sie genesen, den Tag ihres ersten Ausgehens dadurch zu feiern, daß sämtliche Arme des Dorfes und der Gegend sich am Schlosse versammeln durften, um eine Gabe von ihr zu empfangen. Der Graf hatte es ihr zugesagt. So war es bekannt geworden, und bald wußten die Leute auch den Tag selbst. Eine Menge armer Menschen hatten sich vor dem Schlosse versammelt.

Ich war mit hingegangen, um, wenn es nöthig sei, unter den Leuten Ordnung zu halten. Sie waren nicht bloß aus dem Dorfe zu erwarten; die Nachricht hatte sich weit umher verbreitet; da konnte aus anderer Gegend auch mancherlei Gesindel zusammenkommen. Es waren wirklich auch viele fremde Menschen da.

Das Fräulein trat am Arme des Grafen unter die Leute. Es war das erste Mal, daß er vor so vielen Menschen und so offen sich zeigte. Der Bau des neuen Schlosses war damals schon längst im Gange; aber nur wenige von den Bauleuten konnten sagen, daß sie ihn gesehen hatten, und immer hatten sie ihn nur flüchtig erblickt, nur zufällig. Wenn die Arbeiter des Abends den Bauplatz verlassen hatten, wenn sie des Mittags ihre Stunde ausruheten, wenn er also Niemanden da glaubte, dann war er plötzlich rasch und eilig erschienen, um sich den Bau anzuschauen. Er hatte sich scheu zurückgezogen, wenn er Jemanden angetroffen hatte. Die Anwesenden hatten sich daher auch später vor ihm zurückgezogen, und sie hatten dann beobachten können, wie er Alles genau musterte und prüfte, wie er mit dem Fortgange des Baues zufrieden war, wie aber dann das blasse Gesicht traurig und immer trauriger wurde. Einer von den Leuten, der ihn so gesehen hatte, sagte mir nachher, er sei ihm vorgekommen wie ein Mensch, der sich

sein Grab bauen lasse, der nicht erwarten könne, daß es fertig werde, und den doch ein Schrecken, eine Angst befall, bei dem Gedanken, daß es einmal fertig werden müsse, und daß die Zeit immer näher und näher komme.

An jenem Tage nun, da er mit dem Fräulein aus dem Schlosse trat, sah er sehr glücklich aus. Sein Gesicht war zwar blaß wie immer, aber er ging so gerade aufrecht, wie der frischeste, gesundeste Mensch, und wenn er in die Augen des Fräuleins blickte, da man die helle Freude ansah, daß sie zum ersten Male wieder in die warme Luft, an die prächtige Gottessonne heraustreten könne, und daß sie die Noth aller der armen Leute vor ihr lindern solle, da sah man, wie auch ihm die Augen leuchteten, und wie er sie von der schönen Dame an seiner Seite nicht abwenden konnte. Sie glänzten ihm so sonderbar, daß ich einmal meinte, er habe Thränen darin stehen.

Und das Fräulein — das feine Gesicht war blässer als seines, man sah ihr noch die schwere Krankheit an. Sie konnte noch wohl kaum allein gehen; sie mußte sich an ihm stützen. Aber ich glaubte zu sehen, wie gern sie es that, und wenn sie zu ihm aufblickte und sah, wie seine Augen so an ihr hingen, dann wollte es mir auf einmal scheinen, als ob die helle Freude in ihrem Gesichte doch auch noch über etwas Anderes sei, als über ihre Genesung und über das Wohlthun für die Armen.

Sie gab Jedem. Unter einem Thaler hatte Keiner bekommen. Der Graf reichte ihr das Geld mit vollen Händen, und hatte sie es sich nicht nehmen lassen, es selbst auszutheilen. Sie hatte dabei für Jeden ein freundliches und tröstendes Wort. Die Beschenkten wurden in ein Nebengebäude geführt, wo sie noch Speise und Trank erhielten.

Einer der Letzten war ein ältlicher, zerlumpter,

fremder, mir völlig unbekannter Mensch. Er trug bürgerliche Kleidung, aber man sah ihm den alten, verkommenen Invaliden an. Er hinkte, hatte einen großen, grauen Schnurrbart, ein wüstes Gesicht, dem man den Schnaps ansah, und trug auf dem alten, zerrissenen Rocke die Denkmünze aus dem letzten Kriege. Er war einer der spätesten, die angekommen waren, darum war er auch einer der letzten in der Menge. Er war mir gleich bei seiner Ankunft aufgefallen, und ich meinte bemerkt zu haben, wie er plötzlich so eigen unruhig wurde, als er den Grafen genauer angesehen hatte. Er hatte dann ein paarmal sich nach vorn drängen wollen, aber es war ihm nicht geglückt, und zuletzt schien es ihm sogar recht zu sein, wenn er erst nach allen den anderen Leuten vor-
komme.

Als er nun vorkam, trug sich etwas ganz Besonderes, Schreckliches zu. Er hatte hinter einem andern Menschen gestanden, so daß der Graf und das Fräulein ihn nicht gesehen hatten. Auf einmal trat er hervor. Das Fräulein sah ihn zuerst; das aufgedunsene, rothe Gesicht mit dem wüsten Schnurrbart war plötzlich dicht vor ihr. Sie erschrak heftig. Aber darüber allein wohl nicht. Sie sah auf die Denkmünze auf seiner Brust, und nun zitterte sie auf einmal so gewaltig, daß sie sich kaum mehr halten konnte. Die Arme sanken ihr herunter, das Geld, das sie für den Invaliden in der Hand hielt, entfiel ihr. Es schien, als wenn sie laut aufschreien wolle, sie konnte es nicht, die Augen schlossen sich ihr, sie sank um.

Eine der armen Frauen, die noch da standen, fing sie in ihren Armen auf.

Der Graf konnte es nicht. Auch er hatte den Invaliden gesehen. Er hatte sich plötzlich verfärbt, dann starrte er den Menschen an, wie ein Gespenst.

Da stellte der alte Soldat sich in Positur, legte die Hand an die Mütze und sagte mit seiner heiseren Stimme:

„Der Herr Oberst kennen mich noch?

Auf einmal war das Gesicht des Grafen glühend, dunkel roth geworden. Es war wie plötzlich aufgeschwollen; die Augen waren blutrünstig. Mit einer schrecklichen Geschwindigkeit mußte ihm alles Blut im Körper nach dem Kopfe hinauf gestiegen sein. Er fuhr mit der Hand über das Gesicht, dann ballte er beide Hände. Es war, als wenn er damit nach irgend etwas greifen wollte. Aber er taumelte zurück und mit einem fürchterlichen Schrei fiel er nieder.

Der alte Diener John hatte hinter ihm gestanden. Er sprang zu ihm, er beugte sich über ihn. Dem Invaliden rief er zu:

„Mache Er, daß er fort kommt, um des Himmels Willen!

So, so? brummte der Invalide für sich, als wenn ihm etwas klar werde.

Er nahm den Thaler, der für ihn bestimmt gewesen war, von der Erde auf und entfernte sich.

Ich entfernte die paar anderen Menschen, die noch da waren; sie möchten später wieder kommen, dann werden auch sie das erhalten, was noch für sie bestimmt gewesen sei.

Ich selbst ging ebenfalls und sah, wie der alte John jeden fremden Zeugen weg wünschte.

Ich folgte dem Invaliden. Neugierig geworden, fragte ich ihn nach seinen Legitimationspapieren. Er war wirklich Invalide. Er hatte viele Jahre gedient, war in dem letzten Feldzuge am Fuße verwundet worden und hatte in Folge dessen seinen Abschied mit der Invalidenpension erhalten.

Er war ein liederlicher, vom Umherstreifen und

vom Trunke heruntergekommener Mensch und war in einer entfernten Provinz zu Hause. Daher fragte ich ihn, wie er hierherkomme.

„Ich? warf er sich in die Brust. Ich habe die fremden Verschwörer besiegen helfen; ich habe dadurch auch unser Vaterland gerettet. Jeder gute Patriot muß mir dankbar dafür sein.

„Darum ziehen Sie im Lande umher?

„Ja. Der Invalidenthaler ist nur monatlich ein Thaler, und der Treubund ist ein Lumpenbund, der wohl Geld einnehmen, aber nichts ausgeben will.

„So sind Sie auch hierher gekommen?

„Ja; ich hatte von dem heutigen Feste gehört und von dem reichen Grafen, und da ich dachte, daß ein reicher vornehmer Graf, der also auch nicht zu dem Treubunde gehöre, ein ächter Patriot sein müsse, so war ich hierher gegangen.

„Aber Sie kannten ja den Grafen schon.

„Ich hatte seinen Namen nicht gehört; die Leute hatten nur von dem tollen Grafen erzählt.

„Sie nannten den Grafen Herr Oberst.

„Er war ja auch Oberst und kommandirte im letzten Feldzuge ein Husarenregiment.

„Haben Sie unter ihm gedient?

„Nein, ich war bei der Infanterie.

„Aber er kannte auch Sie.

„Ja, ja, ich glaube es. —

Er sprach die Worte prahlerisch, wie er war, aber auch geheimnißvoll.

„Wo hatte er Sie kennen gelernt? fragte ich ihn weiter.

Er hatte nachdenklich vor sich hingeblickt. Auf einmal sah er mit der geheimnißvollen Miene mich listig an.

„Hören Sie 'mal, Herr Schulze, da muß ich erst

Der tolle Graf.

den Herrn Obersten fragen, ob ich es erzählen darf. Haben Sie mir sonst noch etwas zu sagen, Herr Schulze?

Ich ließ ihn gehen.

Er ging in das Nebengebäude des Schlosses, wohin die Anderen zu Speise und Trank geführt waren. Ihm war es wohl hauptsächlich nur um Schnaps zu thun.

Wahrscheinlich auch um etwas Anderes. Er wußte um ein Geheimniß des Grafen, wenigstens um etwas, dessen Bekanntwerden, nach seiner Meinung, dem Grafen nicht angenehm sei. Das wollte er ausbeuten und darum schwieg er gegen mich.

Aber um es ausbeuten zu können, mußte er mindestens noch heute im Dorfe bleiben, und was ich dabei vorausgesetzt hatte, traf ein.

Des Abends wurde mir gemeldet, daß er im Krüge betrunken sei und Spektakel mache. Ich ging hin und forderte ihn auf, mir nach meinem Hause zu folgen, während ich ihm gleichzeitig ein Nachtlager dort versprach. Im Krüge hätte er es bezahlen müssen; und noch mehr Schnaps, und zwar umsonst, von mir zu bekommen, mochte er auch hoffen. So ging er gutwillig mit mir, und ich gab ihm noch mehr zu trinken, um ihn zutraulich zu machen, und er wurde es bald, er prahlte ja auch gern.

„Es ging wohl heiß her in dem letzten Feldzuge?“ fragte ich ihn.

„Das will ich meinen. Diese Verschwörer, diese Insurgenten, wie sie hießen, waren verwegene Burschen. Sie haben aber auch dafür büßen müssen.“

„Hat der Graf Bohwinkel auch den Feldzug mitgemacht?“

„Gewiß. Schon als Oberst, so jung er auch noch war. Er war aber auch ein tüchtiger Offizier. Und haben Sie nicht von seinen Husaren gehört? Die

waren wie der Teufel hinter den Burschen her, und wo sie einen fingen — von Gefangennehmen der Lumpe war bei ihnen nicht die Rede, sie wurden eingefangen, und wenn das dem Obersten gemeldet wurde — he, er konnte keinen Insurgenten sehen, da gab es denn —

Er brach ab, indem er in sich hineinlachte.

„Was gab es denn? fragte ich.

Er lachte vergnügter in sich hinein.

„Warum lachen Sie? fragte ich ihn.

„Was es denn gab, wollen Sie wissen?

„Nun ja.

„Scheiben.

„Wie?

„Ein Scheibenschießen.

„Ich verstehe Sie nicht.

„Ja, ja, es war auch etwas furios, und der Oberst hatte damals schon die Kugel im Kopfe, und ich kann es mir denken, wie die Leute ihn hier den tollen Grafen nennen.

„Der Graf hat eine Kugel im Kopfe?

„Eine Musketenkugel. Er bekam sie gleich in einem der ersten Gefechte. Gerade am Augenknochen war sie eingedrungen. Die Aerzte wollten sie herausnehmen, konnten aber nicht heran; sie steckte unter dem Hirnschädel, und mit keinem Messer und mit keiner Scheere konnten sie hinkommen. Sie wird auch noch wohl da stecken, denn —

Er brach wieder lachend ab.

„Warum wird sie noch da stecken? fragte ich.

„Nun ja, die Aerzte meinten, ein solcher Fall sei ihnen noch nicht vorgekommen; der arme Oberst müsse aber auch ganz absonderlich daran glauben. Alt genug könne er werden mit der Kugel im Kopfe, aber was seinen Verstand anbetreffe — nun, Herr Schulze, Sie wissen ja, wie die Leute ihn hier nennen. Und von

der Zeit an — er war geschwind wieder hergestellt — und da er nach einigen Wochen wieder bei seinem Regimente sein konnte, und wenn dann seine Husaren Insurgenten einfingen — von da an konnte er die nicht mehr sehen und sie wurden hinter die Fronte geführt und —

Er schwieg wieder.

„Wirden Sie mir nicht etwas auf? fragte ich ihn.

„Was? rief er beinahe entrüstet. Ich selbst war ja einmal dabei. Es war nicht weit von einem Bauerndorfe, mitten im Gebirge und mitten im Walde; unser Regiment sollte sich mit den Husaren vereinigen und mußten wir dazu den Wald passiren. Der steckte voller Insurgenten. Aber die Burschen ließen sich nicht sehen, überall standen sie hinter den Felsen und hinter den Bäumen versteckt, vor uns, hinter uns, zu beiden Seiten. So sandten sie uns Kugel an Kugel zu, und in unseren Reihen fiel Mann an Mann. Das war ein verdamnter Marsch, ein verdamnter Kampf — von Kampf konnte man gar nicht sprechen, wir sahen ja nicht einmal den Feind. Wir verloren schrecklich viele Leute. Die wir übrig blieben, wir hatten endlich eine Richtung des Waldes erreicht. Vor uns, unmittelbar am Rande des Holzes, lag ein Dorf. Dort glaubten wir Ruhe zu finden. Aber die unsichtbaren Feinde verfolgten uns bis dahin. Das wurde nun freilich für manchen von ihnen sein Unglück. Jenseits des Dorfes sollten wir uns mit den Husaren vereinigen. Die hatten das Schießen im Walde gehört. Sie waren langsam näher gekommen, waren in einzelnen Abtheilungen in den Wald eingedrungen, und auf einmal waren die Insurgenten, die sich zu weit, bis an das Dorf, vorgewagt hatten, in einer Falle, und sie wurden in der Falle gefangen. He, Herr Schulze, das war eine Freude, als die Husaren sie einbrachten, für die Hu-

saren nämlich und für uns. Für die Burschen nicht; sie wußten, was ihnen bevorstand.

„Herr Oberst, was machen wir mit den Kerls?“ fragten die Husaren ihren Obersten.

Bei der Gelegenheit sah ich den Obersten, zum ersten und zum letzten Male, bis ich ihn hier heute wieder gesehen habe. Ja, ja, und ich kannte ihn gleich wieder, und er mich auch. Ich glaube es. Er sah damals gerade aus wie heute, ich vergesse ihn in meinem Leben nicht. Müde hing er auf seinem Pferde. Er hatte wohl müde werden können. Es war ein heißer Tag, und auch die Husaren hatten einen weiten Marsch gehabt und sich ebenfalls mit Insurgenten herumschlagen müssen. Sein Gesicht war kreideweiß, und von dem weißen Gesichte lief ihm der Schweiß. So wurden die eingefangenen Insurgenten vor ihn gebracht.

„Was fangen wir mit ihnen an, Herr Oberst?“

Er sah sie finster an.

Es waren ruppige Burschen darunter; aber auch hübsche Kerls. Sie waren von jedem Alter; selbst alte Männer mit weißen Haaren waren dabei, und ein Knabe von vierzehn oder dreizehn Jahren. Auch er hatte mitgeschossen; Gesicht und Hände waren ihm vom Pulver schwarz. Die wenigsten trugen Uniformen; manche schienen aus der nächsten Gegend zu sein, vielleicht aus dem Dorfe selbst, neben dem wir uns befanden. So war es wirklich.

Der Oberst sah sie lange an, ohne ein Wort zu sagen. Dann blitzten ihm auf einmal die Augen und das weiße Gesicht wurde roth. Dann zeigte er auf uns Infanteristen und er sagte bloß die paar Worte:

„Die braven Grenadiere werden lange nicht nach der Scheibe geschossen haben.“

Er wies mit der Hand nach einer kleinen Schlucht, die hinter uns zu in die Felsen ging.

Es war den Husaren genug und auch uns.

„Freiwillige vor! hieß es in unseren Reihen.

Ich war der erste, der vortrat. Nach mir kamen mehr als genug andere.

Die Gefangenen sollten in die Schlucht geführt werden.

Auf einmal entstand von dem Dorfe her ein Lärm. Ein Bauernmädchen kam daher gerannt; eine junge Dirne von zwölf oder dreizehn Jahren. Sie rang die Hände, die Haare hingen ihr um das Gesicht; sie rief Gott und alle Heiligen an, um Erbarmen, um Hülfe. So stürzte sie herbei.

„Mein Vater! Mein Bruder! rief sie.

Sie flog auf die Menschen los, die in die Schlucht abgeführt werden sollten; sie umflammerte einen alten Mann in Bauerntracht, jenen Knaben von vierzehn Jahren, der neben dem alten Manne stand. Es waren ihr Vater und ihr Bruder. Sie standen vorn an und waren die ersten, die erschossen werden sollten. Sie schlug ihre Arme um Beide.

„Mein Vater! Mein Bruder! Ich lasse Euch nicht. Ich sterbe mit Euch!

Es ging mir selbst einen Augenblick durch Mark und Bein.

Die Husaren rissen sie von den Beiden.

Sie fiel vor dem Pferde des Obersten nieder.

„Denken Sie an Gott! Denken Sie an Gott! rief sie.

„Fort! rief der Oberst ruhig.

Die Husaren brachten die Gefangenen fort.

Die Freiwilligen wollten ihnen folgen.

Das Mädchen stürzte auf uns zu. Ich stand der erste. Sie ergriff meinen Arm, meine Hand; sie wollte

mir das Gewehr entreißen; sie sah mich an — He, Donnerwetter, was fällt mir da ein! —

Der Invalide brach plötzlich ab. Es mußte ihm etwas sehr Besonderes eingefallen sein. Er sah wie ganz verwundert vor sich hin, es wurde ihm dann einmal sogar grausig zu Muth. Er schüttelte sich und sagte mit völlig anderer Stimme:

„Herr Schulze, lassen Sie mir ein Glas Wasser geben; mir wird so heiß.“

Ich fragte ihn, was ihm eingefallen sei.

„Nichts, nichts! schüttelte er mit dem Kopfe.“

Es war fast kein Wort mehr von ihm herauszubekommen.

„Wurden der Vater und der Bruder des Mädchens erschossen? mußte ich ihn noch fragen.“

„Alle Beide.“

Weiter sprach er nichts. Er trank hastig ein paar Gläser Wasser aus; darauf mußte ich ihm noch einen Schnaps geben, dann legte er sich schlafen.

Am anderen Morgen früh hatte er sich ohne Abschied davon gemacht. Man hatte ihn zum Schlosse des Grafen gehen sehen. Ob er Einlaß erhalten hatte, habe ich nicht erfahren können, habe auch nichts wieder von ihm gehört. —

Der Schulze hatte noch von einem zweiten oder eigentlich dritten Begegnen mit dem Grafen gesprochen. Ich forderte ihn auf, mir auch davon zu erzählen.

„Es ist noch nicht lange her, sagte er. Es war gerade heute vor acht Tagen. Der Graf hatte in der ganzen Zeit, die er sich hier aufhielt, niemals einen Besuch erhalten. Vor einigen Monaten kamen auf einmal zwei Damen mit einem Herren an. Sie kamen in einer glänzenden Equipage, mit vielen Kisten, Koffern, Schachteln. Sie waren direct an dem Schlosse vorgefahren, an dem alten; das neue war noch nicht

ganz fertig, und es wird auch jetzt noch nicht bewohnt. Sie hatten aber keine Aufnahme gefunden. Der Graf war nicht einmal hervorgekommen. Der alte John war an den Wagen getreten und hatte mit der Herrschaft gesprochen; der Wagen war darauf zum Krüge im Dorfe gefahren.

Es waren eine ältere Dame, eine jüngere, und ein junger Offizier. Die ältere Dame war sehr vornehm und stolz. Sie hatte in den schlechten Krug kaum eintreten wollen und war sogleich mit ihrem Bedienten zum Schlosse zurückgekehrt und hatte den Grafen zu sprechen verlangt. Der alte John hatte mehrmals hin- und hergehen müssen. Zuletzt war die Dame eingelassen; sie hatte mit dem Grafen allein gesprochen, aber kaum eine Viertelstunde lang. Dann hatte sie wieder zum Dorfe zurückgehen müssen.

Im Dorfe war es unterdeß bekannt geworden, daß die ältere Dame eine Schwester des Grafen sei, eine verwittwete Baronin von Mühlen. Die jüngere Dame war ihre Tochter, und der Offizier war der Bräutigam der Tochter. Er war zugleich ein Verwandter der Baronin und auch des Grafen. Er führte ebenfalls den Namen Graf Bohwinkel.

Die Herrschaft, so stolz und vornehm sie auch sein mochte, hatte die erste Nacht in dem schlechten Krüge bleiben müssen, aber hatte da mit keinem Menschen gesprochen. Indesß die Kammerjungfer, die sie bei sich hatten, hatte die Wirthin nach allerlei ausfragen müssen. So auch mit wem der Graf im Schlosse zusammenlebe.

Mit dem Fräulein, der alten Haushälterin, dem alten John und seinen anderen Leuten, hatte die Frau ihr geantwortet.

Ob auch noch andere Leute in das Schloß kämen?

Kein Mensch, erwiderte sie.

Ob der Graf in der Nachbarschaft keine Besuche mache?

Bei Niemandem.

Ob er denn gar keinen Umgang habe?

Gar keinen.

Wie das Fräulein heiße?

Fräulein Marie. Ihren Familiennamen kenne man nicht.

Als was sie denn eigentlich im Schlosse lebe?

Das wisse man nicht.

Was denn die Leute davon hielten oder sprächen?

Die Sache sei Einem nicht recht klar. Das Fräulein müsse wohl mit dem Grafen verwandt sein, und dies solle nicht überall bekannt werden. Soviel sei gewiß, daß das Fräulein sehr brav sei und der Graf sie außerordentlich lieb habe; seine Tochter könne er nicht mehr lieben.

Ob man nichts davon gehört habe, daß der Graf heirathen wolle?

Wen er denn solle heirathen wollen? meinte die Wirthin.

Die Kammerjungfer hatte nicht darauf geantwortet. Aber sie hatte weiter gefragt:

Wozu der Graf, da er doch mit dem Fräulein ganz allein lebe, das große, schöne, neue Schloß habe bauen lassen?

Der Graf habe ja Geld genug dazu, hatte die Wirthin geäußert.

Ja, reich sei er, ganz enorm reich, erwiderte die Kammerjungfer. Aber es sei doch nicht zu begreifen, warum er für nichts und wieder nichts in diese wüste und abgelegene Gegend das theuere Schloß gesetzt habe, für das er sich in der schönsten Gegend der Welt eine große Herrschaft habe kaufen können. Ob der Graf nie von seinen Verwandten gesprochen habe?

Man habe bis jetzt nicht einmal gewußt, ob der Graf Verwandte habe.

Ob der Graf nicht von den Leuten der tolle Graf genannt werde?

So werde er genannt.

Warum?

Die Leute hätten Anfangs, als er hergekommen, geglaubt, es sei ihm im Kopfe nicht richtig.

Ob er nicht wirklich verrückt oder gar wahnsinnig sei?

Gott bewahre, er sei der vernünftigste und bravste Mensch von der Welt. Er müsse nur zu Zeiten krank sein.

Die Kammerjungfer hatte ausgesehen, als wenn sie mit der Antwort nicht recht zufrieden gewesen sei. Sie hatte aber nicht weiter gefragt.

Am andern Morgen war die Tochter der Baronin von Mühlen allein ausgegangen. Sie hatte einen Spaziergang um das Dorf gemacht, und war so auch zum Schlosse des Grafen gekommen. Hinter dem Schlosse liegt ein kleines Gärtchen mit hohen, schattigen Bäumen. Es war ein warmer Sommermorgen. In dem Gärtchen, unter den Bäumen saß das Fräulein Marie.

Das gute Fräulein war damals gerade recht frisch und gesund. Still und traurig war sie immer, und es hat sie wahrhaftig noch kein Mensch lachen sehen. Aber sie hatte in jener Zeit sogar rothe Farbe im Gesicht, und die Leute thaten ihr Unrecht, wenn sie sie noch immer das blasse Fräulein nannten.

Das andere Fräulein, die Tochter der Baronin, war draußen an der Hecke des Gärtchens umhergegangen und hatte zuletzt darin ein offenes Pfortchen gefunden. Durch dasselbe war sie in den Garten eingetreten, und nun erst hatte sie das Schloßfräulein gesehen. Sie hatte vielleicht auch nur so gethan.

Aber genug, nach einer Viertelstunde hatten die beiden jungen Fräuleins beisammen gegessen; dann waren

sie Hand in Hand im Garten auf- und abgegangen, und so hatte man sie zuletzt in das Schloß gehen sehen.

Aus dem Schlosse war das fremde Fräulein nicht zurückgekommen. Dagegen war eine Stunde später eine Equipage des Grafen mit dem alten John zum Dorfstruge gefahren und hatte die Baronin und den jungen Offizier mit Sack und Pack in das Schloß abgeholt.

Sie waren Alle da geblieben; und sie blieben lange da. Man hörte aber nichts von ihnen.

Man hat aber auch von da an das Schloßfräulein nicht wieder gesund gesehen. Was mit ihr vorgegangen war, mag Gott wissen. Vierzehn Tage nach der Ankunft der Verwandten sah ich sie zum ersten Male wieder. Wir hatten vorher Alle unsere Freude über sie gehabt, daß sie so wohl und so frisch ausgesehen hatte. Auch der Graf war, wie mit durch sie, in der letzteren Zeit weniger finster gewesen, er hatte sich mehr gezeigt, als sonst; er war manchmal mit dem Fräulein spazieren gegangen und mit ihr ausgefahren, und wenn sie an seinem Arme ging, oder an seiner Seite saß, hatte man meinen können, ein schönes, junges Ehepaar beisammen zu sehen, so schienen sie zu einander zu passen. Sie sahen zwar immer blaß aus, und sie waren auch still und ernst, aber solch ein junges Paar kann ja auch schon etwas verloren haben, das ihm an das Herz gewachsen war, und das ihm für den Augenblick auch keine Freude und kein Lachen in das Gesicht kommen läßt. Ein paarmal glaubte ich auch sogar zu sehen, wie sie so recht mit stillem, innigem Glücke sich einander anblickten, und ich kann es nicht leugnen, daß es mir nachher sonderbar durch den Kopf fuhr, als ich davon hörte, daß die Kammerjungfer der Frau von Mühlen die Wirthin gefragt

hatte, ob man nichts von einer Heirath des Grafen gehört habe.

Aber wie mußte ich erschrecken, als ich vierzehn Tage später das Fräulein zum ersten Male wieder sah. Ich kam an dem Gärtchen hinter dem Schlosse vorbei. Sie war darin; aber sie sah wieder so blaß aus, beinahe wie vor zwei Jahren, als sie nach ihrer schweren Krankheit unter die armen Leute vor dem Schlosse trat. Und dabei lag eine tiefe Trauer, eine so recht schwere Beängstigung in ihrem Gesichte, auf ihrem ganzen Wesen. Sie ging langsam zwischen den Rosen, die gerade in der Blüthe standen, auf und ab. Aber sie wagte nicht, die schönen, frischen, rothen Blumen anzusehen, und wenn ihr Auge zufällig auf eine traf, dann schien sie zusammenzuschrecken, als ob ihr etwas zurufe: „wenn die Rosen verblüht sind, dann ist es auch mit dir vorbei“. Das fremde Fräulein ging neben ihr, und sah sie auch recht traurig und besorgt an, als wenn sie das Mämliche dächte oder vielleicht gar wisse, woran ich hatte denken müssen. Aber hinten in einer Laube saß die alte Baronin, und wie ich die sah, da wollte es mir erst recht wild und wüß durch den Kopf gehen. Sie hat ein häßliches, widerwärtiges Gesicht, und in ihren Augen glaubt man die Falschheit selbst zu sehen. Mit den falschen Augen, die Lippen fest aufeinander gekniffen, sah sie unverwandt und lauernd nach dem armen, kranken Fräulein hinüber, als rechne sie, wie lange das junge Leben noch leben könne. Ich meinte, sie berechne wohl noch etwas mehr.

Sechs Wochen nachher, heute vor acht Tagen, sah ich das Fräulein noch einmal. Es war wieder ein warmer, sonniger Tag. Wir hatten lange Zeit kaltes Regenwetter gehabt. Da war sie auch wohl lange nicht draußen in Gottes freier Luft gewesen, und sie war zum ersten Male wieder in dem Gärtchen. Aber

wie hatte sie sich wieder verändert! Sie konnte nicht mehr gehen; der Graf und der alte John trugen sie in einem Lehnstessel. Und darin lag sie wie schon eine halbe Leiche. Dem alten John standen die Thränen in den Augen, er hatte das Gesicht abgewandt, daß die Kranke sie nicht sehen solle. Der Graf aber — ach, ich habe in meinem Leben keinen Mann gesehen, den Schmerz und Sorge und Angst so angegriffen hatten, und dabei that er sich alle mögliche menschliche Gewalt an, daß das arme Fräulein es nicht sehen solle.

Sie hatte es doch wohl gesehen; sie sah auch etwas Anderes. Die Rosen an den Stöcken waren verblüht und verblichen; manche waren in dem kalten Regen gar nicht zum Aufblühen gekommen; die Knospen hingen todt und schwarz an den Zweigen. Das sah sie auch, die Kranke, und sie sah still ergebungsvoll zum Himmel hinauf; aber eine Thräne war ihr doch auch in das Auge gekommen, und der alte John sah es, und er konnte sein Gesicht nicht mehr abwenden, und sie sahen sich beide mit den weinenden Augen so traurig an, die junge Dame und der alte Mann. Der Graf stand mit dem, von dem Schmerze und der Angst zerrissenen Gesichte still daneben, und es war mir, als wenn er doch am meisten leide.

Da war auch seine Schwester, die alte Baronin, in den Garten gekommen. Sie trat mit ihrem häßlichen Gesichte zu den Anderen und sprach einige Worte zu der Kranken, und machte ein so freundliches, süßes Gesicht; aber ich meinte, man könne kein häßlicheres und widerwärtigeres sehen.

Das mußte auch auf einmal dem Grafen durch den Kopf gehen, und noch Anderes dazu; denn plötzlich durchfuhr etwas seinen ganzen Körper; sein Gesicht war glühend roth, wie damals, als er den Invaliden gesehen hatte; aus den Augen schoß es ihm, wie wilde

Blitze. Ich fürchtete, es möchte weiter mit ihm gehen, wie bei dem Invaliden. Aber er konnte sich diesmal zusammennehmen, wohl um der armen Kranken willen. Er ging nur schnell fort, in das Schloß hinein.

Den selben Abend aber, oder vielmehr in der Nacht trug sich das Schreckliche zu, von dem ich noch erzählen wollte.

Ich war schon im Bette, als die Kammerjungfer der Baronin von Mühlen in meine Wohnung stürzte. Fast athemlos, verlangte sie mich auf der Stelle zu sprechen. Ich stand schnell auf, kleidete mich an und ließ sie zu mir kommen. Sie konnte vor Schreck kaum reden. Sie bat mich, mit ihr zum Schlosse zu kommen, es geschehe sonst ein Unglück dort. Auf dem Wege dahin wolle sie mir erzählen. Ich machte mich mit ihr auf den Weg, und sie theilte mir Folgendes mit:

Es war ihr schon den ganzen Abend unheimlich im Hause vorgekommen. Die Baronin war ängstlich gewesen; sie hatte ihr Zimmer nicht verlassen; sie hatte viel und heimlich mit ihrer Tochter gesprochen. Die Tochter hatte einen langen Brief an ihren Bräutigam, den Offizier geschrieben, der schon seit mehreren Wochen wieder fortgereist war. Ein Diener des Schlosses hatte ihn noch spät in das Dorf zur Post tragen müssen.

Die Kranke war am Nachmittage schwächer geworden. Sie hatte heftige Brustbeklemmungen gehabt, man hatte einige Male geglaubt, der Athem werde ihr gar nicht wiederkehren. Auf ihr eigenes Bitten hatte der Graf befohlen, sie aus ihrem engeren Zimmer in einen größeren Saal zu bringen, den sogenannten Tapetensaal, in dem sie freiere und frischere Luft einathme. Der Graf war dort mit der alten

Haushälterin Margarethe nicht von ihrer Seite gekommen.

Der alte John war mit besorgtem, ängstlichem Gesichte still durch das ganze Haus gegangen und hatte bald hier, bald da sich umgesehen, als wenn er heimlich etwas suche. Einmal war er auch so in das Zimmer der Baronin gekommen. Er hatte offenbar etwas auf dem Herzen gehabt; er hatte sprechen wollen, hatte aber doch nicht dazu kommen können, und war mit einem schweren Seufzer wieder weggegangen.

Die Baronin war seitdem noch ängstlicher geworden. Das Abendbrod war ihr und ihrer Tochter, wie gewöhnlich seit der Krankheit des Fräuleins Marie, in ihr Zimmer gebracht. Beide hatten es kaum angerührt. Nachdem es wieder abgetragen worden, hatte die Baronin allein das Zimmer verlassen, war aber nach einer Viertelstunde sehr blaß zurückgekommen.

„Packen wir eilig, hatte sie gesagt. Wir müssen in einer halben Stunde von hier fort sein.

„Warum? hatte ihre Tochter erschrocken gefragt.

„Unser Leben hängt davon ab.

„Was ist geschehen?

„Mein Bruder —

Sie hatte mit einem Seitenblicke auf die Kammerjungfer geschwiegen. Alle drei hatten dann schweigend gepackt, während die Baronin fortwährend zur Eile angetrieben hatte.

Aber ehe sie noch fertig gewesen, hatte sich plötzlich die Thür geöffnet, und der Graf war in das Zimmer getreten. Er hatte schrecklich ausgesehen; das Gesicht leichenblaß, die Augen von Blut unterlaufen.

Die drei Frauen hatten unwillkürlich mit Packen aufgehört; sie waren vom Schreck wie erstarrt gewesen.

Schweigend hatte er die zusammengepackten Sachen

angesehen. Dann hatte er sich zu der Baronin gewandt:

„Schwester Amelie, Du wirst mit mir gehen.

Er hatte die Worte ganz ruhig gesprochen, aber mit einer so eisigen Ruhe, daß es der Kammerjungfer bis an das Herz gegangen war.

Die Baronin hatte kein Wort sagen können; sie hatte nur, wie Schutz suchend, die Hand ihrer Tochter ergriffen.

Die Tochter hatte selbst gezittert, daß sie sich kaum hatte aufrecht halten können.

Der Graf hatte eine Zeitlang auf eine Antwort gewartet.

„Du wirst mir folgen, hatte er dann strenger gesagt.

Sie hatte ihn mit halber Stimme gefragt: „Wohin?

„Du wirst es sehen.

„Bruder — hatte sie ihn bitten wollen.

„Kein Wort! hatte er befohlen.

Da hatte sie der Kammerjungfer einen Wink gegeben. „Rufe Hülfe herbei! hatte diese verstanden.

Die Jungfer hatte das Zimmer verlassen. Aber wo, bei wem sollte sie Hülfe suchen? Im Schlosse waren nur noch die Kranke, die Haushälterin, der alte John. Der alte John war der Einzige, an den sie sich wenden konnte. Ihn suchte sie, in seiner Stube, in dem Zimmer des Grafen; sie fand ihn nicht. Sie dachte in ihrer Noth an die Polizei, an mich, den Schulzen, und wollte zu mir. Sie eilte zu der gewöhnlichen Ausgangsthür des Schlosses, sie fand sie verschlossen. Aber wie sie an dem Schlosse rüttelte, wurde von außen geöffnet, und der alte John stand vor ihr. Neben ihm stand ein angespannter Wagen, bei dem er Wache gehalten zu haben schien.

„Wohin? fragte er die Kammerjungfer.

„Herr John, helfen Sie, retten Sie.

„Der Graf ist bei der Baronin?

„Ja.

„Dann ist es zu spät.

„Ich bitte Sie um Gotteswillen, Herr John.

„Es ist keine Hülfe mehr.

„Der Graf sah so schrecklich aus.

„Ja, ja, eben darum.

Die Kammerjungfer wollte an ihm vorbeistürzen.

„Wo wollen Sie hin? fragte er sie.

„Zum Schulzen, wenn Sie nicht helfen wollen.

„Um des Himmelswillen! hatte er auf einmal erschrocken gerufen. „Aber so oder so! hatte er dann gesagt. Gehen Sie, beeilen Sie sich nur.

Er hatte ihr Platz gemacht. Da war sie zu mir geeilt.

Das erzählte sie mir, während ich mit ihr nach dem Schlosse ging.

Ich sollte helfen, aber wie? Der Graf kannte mich wohl, er wußte wohl, daß ich die Polizei im Dorfe verwaltete. Aber auf seinem Gute, in seinem Schlosse war er selbst Polizeiherr. Abgesehen davon, war ich allein, und woher sollte ich in der Nacht auf der Stelle hinreichende Hülfe herbeischaffen?

Ich wollte mit dem alten John sprechen.

Er stand noch an der Thür, und neben ihm hielt noch die angespannte Kutsche, auf deren Bock der Kutscher der Baronin saß.

Ich nahm John auf die Seite.

„Was ist hier zu machen? fragte ich ihn.

Er mußte sich schon auf etwas besonnen haben.

„Gehen wir zusammen hinein, sagte er. Wenn es nur noch früh genug ist; ich allein konnte nichts machen.

Aber es war zu spät.

Allmächtiger Gott! schrie neben uns die Kam-

Der tolle Graf.

merjungfer auf. Sie hatte etwas Schreckliches gesehen.

Auch wir sahen es.

Der Mond war aufgegangen und beleuchtete hell die Gegenstände umher.

Die Thür, vor der wir standen, war in einem Seitenflügel des alten Schlosses. Wir standen gerade vor dem neuen Schlosse. Es war seit wenigen Wochen ganz fertig geworden und lag in dem klaren Mondlichte glänzend vor uns, mit seinen hellen Mauern, mit seinen großen, blanken Spiegelfenstern, mit seiner hohen Zinne, an deren Rande kunstvoll gearbeitete Figuren von Marmor standen.

Aber oben auf der Zinne, zwischen den Figuren bewegte sich etwas. Zwei lebende menschliche Gestalten waren es. Der Mond beschien auch sie hell, aber grauig.

Der Graf war es, mit ihm seine Schwester.

Er zog, er schleppte sie hinter sich her, an den Rand der Zinne.

Wie war sie ihm dahin gefolgt? Hatte er sie schon von ihrem Zimmer her gewaltsam dahin gebracht?

Er war ein kräftiger Mann, und ein wahnsinniger Mensch hat doppelte Kräfte.

Man sah in dem Lichte des Mondes voll seine große, kräftige Gestalt, aber auch das leichenblasse Gesicht und die dunklen Augen darin. Er sah schrecklich aus.

Die Baronin lag ineinandergekrümmt, zu seinen Füßen.

Einen Laut hörte man nicht.

Auch wir unten an der Thür sprachen kein Wort. Es war keinem von uns möglich. Wir standen mit angehaltenem Athem da, und konnten nur unbeweglich nach der Zinne hinaufblicken, wo jeden Augenblick das Schrecklichste geschehen mußte.

Der Graf riß die Baronin vom Boden auf, in die Höhe.

Sie stieß einen fürchterlichen Schrei aus, der laut an den Mauern und Thürmen des alten Schlosses wiederhallte.

Er hob sie höher, um sie desto gewaltsamer hinunter zu werfen.

„Rudolph! rief sie mit der durchdringenden Stimme der Todesangst.

„Rudolph, denke an unsere Mutter!

Er senkte den Arm.

„Lauf, sprach er zu ihr, dann hatte er sie langsam auf den Boden der Zinne niedergelassen.

Sie entfernte sich.

Er blieb mit verschränkten Armen unbeweglich stehen. Das blasser Gesicht, die dunklen Augen sahen finster in die mondhelle Nacht hinein.

„Sie ist gerettet! sagte, tief Athem holend, der alte John zu mir. Gehen Sie jetzt, aber dicht am Hause weg, damit er Sie nicht sieht. Es wäre nicht gut.

Ich ging, wie er mir gesagt hatte, aber in einiger Entfernung blieb ich stehen; ich mußte wissen, was weiter geschah.

Nach einer Weile wurden ein paar Koffer in den Wagen getragen. Dann sah ich zwei Frauen einsteigen, nur zwei, und es schienen mir die Baronin und ihre Kammerjungfer zu sein. Der alte John hob sie in den Wagen und machte den Wagenschlag hinter ihnen zu.

Der Wagen fuhr eilig fort.

Der alte John kehrte in das Schloß zurück.

Die Tochter der Baronin war nicht mitgefahren. Sie war im Schlosse zurückgeblieben; warum, konnte ich mir nicht erklären.

Als ich nach Hause ging, sah ich mich noch einmal nach der Zinne des neuen Schlosses um. Die stei-

nernen Figuren standen allein da; der Graf war nicht mehr bei ihnen.

Der Schulze schloß damit seine Erzählung.

Die erste Frage, die ich an ihn zu richten hatte, war nach dem Fräulein von Mühlen.

„Was haben Sie seitdem von der Tochter der Baronin vernommen?

„Gar nichts. Ich habe überhaupt seitdem nichts wieder aus dem Schlosse gehört.

„Sie haben auch Niemanden aus dem Schlosse mehr gesehen?

„Von den eigentlichen Bewohnern des Schlosses Niemanden.

„Wen verstehen Sie unter den eigentlichen Bewohnern des Schlosses?

„Den Grafen, die beiden Fräuleins, wenn sie beide noch da sind, die alte Haushälterin und den alten Juhn. Sie allein wohnen in dem Schlosse, nämlich in dem alten, denn das neue ist völlig unbewohnt. Alle anderen Leute des Grafen wohnen in den Nebengebäuden, selbst der alte Kutscher, den er mitgebracht hat. Außer diesem und noch einem zweiten alten Diener dürfen sie nicht einmal in das Schloß kommen, und ich glaube, daß die wenigsten von ihnen jemals das Innere des Schlosses gesehen haben.

„Haben Sie, fragte ich weiter, in der letzteren Zeit nicht davon gehört, ob der Graf wieder Besuch erhalten habe, oder sonst Fremde in das Schloß gekommen seien?

„Ich habe nichts davon gehört.

„Noch eine Frage:

Was mag den Grafen bewogen haben, das kostbare Schloß hier in dieser abgelegenen Gegend zu erbauen?

„Die Leute sprechen allerlei darüber, antwortete der Schulze. Die meisten meinen kurzweg, es sei eben

mit ein Beweis, daß er seinen richtigen Verstand nicht habe. Aber ich habe meine besonderen Gedanken dabei.

„Und die wären?

„Ich habe schon seit mehreren Jahren im Stillen bei mir gedacht, das Fräulein Marie werde doch noch einmal Gräfin hier werden, und es werde dann in dem neuen Schlosse Bohwinkel ein ganz anderes Leben geben, als in dem alten. —

Und jetzt war sie vielleicht schon todt, das arme Fräulein Marie, und durch wen? und wer war sie denn eigentlich?

Ich mußte doch noch eine Frage an den Schulzen richten.

„Hat der Graf nahe Verwandte außer seiner Schwester und dem jungen Grafen Bohwinkel, der mit ihr hier war?

„Sie sollen seine nächsten Verwandten sein, erhielt ich zur Antwort. Der alte Schullehrer im Dorfe will einige Mal über die Familienverhältnisse Nachricht erhalten haben. Er meinte auch, ob nicht die Frau von Mühlen, die eine geizige und kluge Dame sein solle, die Verlobung zwischen ihrer Tochter und dem jungen Grafen angestiftet habe, damit das große Vermögen des Grafen nach seinem Tode beisammen bleibe. Denn daß der Graf nicht mehr heirathen werde —

Er brach ab.

Ich fragte ihn nicht weiter. Er meinte wohl dasselbe wie ich; aber er mochte es nicht aussprechen. Auch ich durfte jetzt einen Verdacht noch nicht laut werden lassen; ich mußte ihn erst näher festzustellen suchen.

Immer aber und zunächst mußte ich auch zu retten suchen.

Aber wie? Wie dieses, wie jenes?

Daß ich an dem rechten Orte sei, darüber war

zunächst kein Zweifel. Auch der Schulze war davon überzeugt, nachdem ich ihm die Erzählung des Geistlichen mitgetheilt hatte. Aber auch er wußte keinen besseren Rath, als ich.

Vor allen Dingen, darüber konnten wir beide nicht uneinig sein, kam es darauf an, in das Schloß und zum Grafen zu gelangen. Was dann weiter zu thun sei, mußte von den weiteren Umständen abhängen.

Ich ließ mich von dem Schulzen zum Schlosse führen.

Die beiden Gensdarmen, die mir gefolgt und unterdeß im Dorfe angekommen waren, hatte ich schon vorher angewiesen, sich in der Nähe des Schlosses beobachtend aufzustellen.

Meinen Sekretär, den alten Executor und die beiden Criminalboten nahm ich mit mir.

Es war schon ziemlich später Abend geworden, als wir uns auf den Weg machten.

Wir begegneten auf dem Wege Niemandem.

Auch an dem Schlosse, als wir es erreichten, trafen wir keinen Menschen. Nur die beiden Gensdarmen waren da auf ihren Posten und meldeten mir, daß sich während ihrer Anwesenheit gar nichts zugetragen habe.

Sie hatten sich in einiger Entfernung vom Schlosse aufgestellt, so daß sie in der Dunkelheit von diesem aus nicht gesehen wurden, es aber nach verschiedenen Seiten beobachten konnten.

Zunächst nahm ich das Schloß, oder vielmehr die verschiedenen Schloßgebäude in näheren Augenschein. Es war zehn Uhr Abends.

Alles lag in tiefstem Dunkel und in tiefster Stille da. Im Innern mochte es nicht überall so still sein, und gewiß nicht in den Herzen mancher der Menschen, die in diesem Augenblick hinter den finsternen Mauern

weilten. Haß, Rache, Todesangst, Todeskampf, was Alles mochte sie dort durchbeben, zerreißen!

Auf der rechten Seite des alten Schlosses lag das neue, frei, ungefähr dreißig Schritte von dem alten entfernt, aber durch einen hohen Brückenbogen mit diesem verbunden. Der Bogen enthielt einen verschlossenen Gang, durch den man aus dem einen in das andere Gebäude gelangen konnte.

Der Abend war dunkel; der Mond leuchtete nicht, kein Stern war an dem mit Wolken behangenen Nachthimmel zu sehen. So lag auch das neue Schloß in voller Dunkelheit vor uns und man erkannte nichts von seinem Glanze und von seinem Reichthum. Gleichwohl konnte man aus den colossalen Formen, dem ungeheuren Umfange auf den Prachtbau schließen, vor dem man stand. So hatte ich ihn ja auch im Vorbeifahren, als es noch hell war, gesehen.

Kein Fenster, kein Fleckchen in dem weiten Gebäude war erleuchtet. Es wohnte ja auch Niemand darin, wie der Schulze gesagt hatte.

Aber auch das alte Schloß lag völlig so dunkel und still da, und hier wohnte der Graf und mit ihm jene Unglückliche, deren Leben verloren war, und jene andere, die es mit ihr verlieren sollte. Waren sie hier auch schon zur Ruhe gegangen? die beiden jungen Frauenleiber, zu der ewigen Ruhe, von der sie nicht wieder aufstehen sollten? — Und die Uebrigen, der Graf, der alte Bediente John, die alte Haushälterin? — das waren sie Alle, die in dem großen, alten Gebäude wohnten.

Es lag in seiner ganzen Weitläufigkeit vor uns, mit seinen grauen Mauern, seinen Vorsprüngen und Winkeln, seinem hohen spitzen Dache, seinen Erfern und Thürmen. Das Alles zeichnete selbst in dem dunklen Nachthimmel sich ab.

„Sollten die Bewohner schon schlafen? fragte ich den Schulzen.

„Im Innern ist ein Hof, antwortete er, auf den die bewohnten Zimmer gehen.

Darum sah man in dem ganzen Gebäude kein einziges erleuchtetes Fenster.

Der Schulze führte mich zu einem Eingange des Schlosses, den eine schmale Seitenthür in einem niedrigen thurmähnlichen Vorbau bildete.

Auf der entgegengesetzten Seite hatte mir der Schulze einen anderen Eingang gezeigt, den eigentlichen Haupteingang, wie er sagte, der aber seines Wissens während der Anwesenheit des Grafen niemals benutzt war. Es war ein hohes, weites, gewölbtes Portal, ein schweres, mit Eisen beschlagenes Thor verschloß es. Durch dieses Portal mußte in der vergangenen Nacht der verschlossene Wagen mit dem Geistlichen ein und ausgefahren sein.

Das schmale Pfortchen fanden wir verschlossen. Ein alter, eiserner Klingelzug befand sich nebenan; der Schulze zog ihn.

Eine feine Glocke schlug an, weit von uns, also tief im Innern des Gebäudes, nur einmal, nicht laut. Es war dann alles wieder still. Wir hatten vorher nichts gehört, wir hörten auch jetzt nichts.

So standen wir erwartungsvoll da, ob wir etwas hören würden, ob man öffnen, uns einlassen werde, was wir sehen, was wir erleben sollten.

Es blieb lange still. Endlich glaubten wir einen langsamen, leisen Schritt zu vernehmen; gewiß waren wir unserer Sache nicht, so leise schien er sich zu bewegen. Wir hatten uns nicht getäuscht.

Auf der Seite des Pfortchens war in der Mauer ein enges Fenster, so enge, daß auch der magerste Mensch durch die Oeffnung sich nicht hätte hindurchzwängen können. Gleichwohl war es noch mit zwei starken ei-

fernen Gitterstangen versehen. Hinter ihm vernahm ich ein augenblickliches leichtes Geräusch. Es wollte drinnen Jemand hindurchsehen, wer geflingelt habe, dachte ich mir. Eine halbe Minute darauf öffnete sich in dem Pförtchen ein kleiner Schieber.

„Wer ist da? fragte eine Stimme hindurch.

Sehen konnte man nichts; der Frager hatte kein Licht bei sich.

„Der alte John! flüsterte mir der Schulze zu.

Ich hatte erwartet, daß er erscheinen werde. Vom Schulzen hatte ich vorher erfahren, daß er den Pförtner mache. Ich hatte darauf meinen Plan gebaut, wenn in meiner Lage überhaupt von einem Plane die Rede sein konnte.

Vorerst ließ ich meine sämtlichen Begleiter eine Strecke zurücktreten. Dann fragte ich den alten Bedienten nach seinem Namen.

„Ich heiße John, antwortete er.

„Sie sind der Diener des Grafen Bohwinkel?

„Ich bin der Diener des Herrn Grafen.

„Können Sie mich auf der Stelle zum Herrn Grafen führen?

Ich nannte ihm zugleich meinen Namen und mein Amt.

„Es thut mir leid, sagte er, der Herr Graf wird Sie nicht annehmen; er läßt Niemanden zu sich.

„Ich bin in meiner amtlichen Eigenschaft hier.

„Es wird nichts ändern.

„Ich kann und muß es verlangen den Grafen zu sprechen, im Namen des Gesetzes.

„Ich darf Sie dennoch nicht einlassen.

„Ich würde also nur mit Gewalt hier eindringen können?

Er antwortete mir nicht.

„Ich habe Gensdarmen bei mir, sagte ich, und kann noch mehr requiriren. Ich kann das Dorf ausbieten.

Er antwortete wieder nicht gleich, und er schien nachzusinnen, was er mir erwidern solle.

„Herr Criminalrath, sagte er dann, ich weiß nicht, was Sie hier wollen; aber wenn Sie darauf bestehen, hier einzudringen, wenn Sie gar Gewalt gebrauchen wollten, ich fürchte, Sie würden ein großes Unglück anrichten.

Man hörte dem Manne die innere Angst an, mit der er das sprach.

Was er mir sagte, hatte ich befürchtet, befürchten müssen. Ich war aber auch darauf gefaßt.

„John, sagte ich zu dem alten Bedienten, Sie sind ein alter, treuer Diener Ihres Herrn, Sie sind aber auch als ein ehrlicher, braver Mann bekannt, der mit Ehren alt geworden ist, und der in seinen alten Tagen sich nicht mehr zu einem Verbrechen hergeben wird.

Er antwortete mir wieder nicht.

„Darf ich das annehmen? fragte ich ihn.

Sie dürfen es, Herr Criminalrath, antwortete er, aber gedrückt.

„Wohlan, so werden Sie mir auf einige Fragen Antwort geben, deren Beantwortung Niemandem schaden, aber wohl großes Unglück verhüten kann.

Sein abermaliges Schweigen nahm ich als ein Zeichen seiner Zustimmung an und fuhr fort:

„Sie sagten eben, Sie wüßten nicht, was ich hier wolle?

„Ich sagte es.

Seine Stimme war etwas kleinlaut.

„Sie wissen es dennoch wohl; ich brauche Ihnen nur zu sagen, daß ich weiß, wen Sie in der vorigen Nacht in dieses Schloß gebracht haben.

Da hörte ich, wie er schwer Athem holte.

Wie viel hätte ich in seinem Gesichte lesen können, wenn ich in der Finsterniß der Nacht das Gesicht des alten, braven Mannes hätte sehen können!

„Beantworten Sie mir zunächst die Frage, fuhr ich fort, ob ich hier noch früh genug komme?“

„Ich weiß nicht — wollte er doch noch zurückhalten.“

„Ist der Tod hier seit der gestrigen Nacht eingelehrt?“ fragte ich.

„Nein, antwortete er.“

„Das Fräulein Marie lebt also noch?“

„Sie lebt noch.“

„Aber ohne Hoffnung?“

„Ohne Hoffnung, wenn Gott kein Wunder thut.“

„Und bis wann ist ihr Tod zu erwarten?“

Er besann sich schon nicht mehr, ob er mir antworten sollte.

„Ich weiß es nicht, das arme Fräulein hat von mir schon Abschied genommen.“

Er sprach es mit fast brechender Stimme und sicher standen ihm Thränen in den alten Augen.

„Wann war das?“ fragte ich ihn.

„Vor drei Stunden.“

„Und seitdem haben Sie sie nicht gesehen?“

„Nein.“

„Auch nichts von ihr gehört?“

„Nur der Herr Graf und die alte Margarethe sind bei ihr. Beide sind seitdem nicht aus dem Zimmer gekommen.“

„Erwarteten Sie den Tod der Kranken bald, als Sie sie verließen?“

„Ich meinte es. Aber ihre Krankheit ist eine so sonderbare. Schon vor acht Tagen glaubte ich, sie könne nicht so viele Stunden mehr leben.“

„Sie kennen auch ihre Krankheit?“

Er antwortete mir nicht.

„Sie sollen sie mir nicht nennen, fuhr ich fort. Aber was wird werden, wenn sie stirbt?“

„Ich weiß es nicht.“

„Sie wissen es wohl.

Ich hörte ihn nur wieder schwer athmen.

„Und Sie müssen es verhüten. Sie können es.

„Ich kann es nicht, versicherte er schnell.

„Sie können es und Sie müssen es, wiederholte ich. Sie sind es dem Rechte, Sie sind es jener unglücklichen Bedrohten, Sie sind es der Kranken, Ihrem Herrn selbst schuldig.

„Es ist nicht möglich! rief er, und ich hörte wieder die Angst, mit der er es rief.

„Nicht möglich? Was hat der Graf vor?

„Ich kann es Ihnen nicht sagen.

„Gut. Jedenfalls wird ihm zuvorzukommen sein.

„Niemals! Sie kennen den Grafen nicht.

„Führen Sie mich in das Schloß und lassen Sie mich für das Weitere sorgen.

„Nein, nein! Ich darf Sie nie einlassen.

„Und warum nicht?

„Ich bin der Diener meines Herrn.

„Und Sie wollen Ihren Herrn nicht verrathen.

„Wenn ich das auch wollte, es würde nichts helfen; das Unglück würde nur größer werden. Hier hilft kein Verrath, keine Gewalt.

„Die Unglückliche befindet sich in den Händen des Grafen?

„Er hält sie eingeschlossen; alle Thüren hinter ihr und hinter sich hat er verschlossen und verrammelt. Niemand kann zu ihr oder zu ihm. Drei bis vier Thüren müßten erst erbrochen werden, darüber vergingen Stunden, und in der ersten Minute schon wäre es zu spät.

„Wirklich zu spät? mußte ich doch fragen.

„Ja, es ist nur zu gewiß!

„Ihr Herr ist ein Wahnsinniger! rief ich.

„Er ist ein Unglücklicher, sagte der alte Mann, und seit acht Tagen ist es, als wenn der Himmel keinen

Theil mehr an ihm hätte, als wenn Sinn und Geist ihm verblendet wären. Und dann ist er doch wieder so brav und so gut, und der Verstand ist ihm klar. Aber der Eine böse Gedanke will ihn nicht loslassen, von der Einen entsetzlichen That kann er nicht ablassen. Sie hält ihn gefangen, wie mit Krallen des Satans.

„Sie wissen gar kein Mittel? fragte ich.

„Gar keins. Weiß doch die arme Sterbende keins! Hier ist nicht mehr zu retten.

Hatte er Recht? Ich fürchtete es. Auch ich wußte kein Mittel, gegenüber einem Wahnsinnigen, der mit der Wuth und Zähigkeit des Wahnsinns den Tod seines Opfers beschloß und sein Opfer widerstandslos in seiner Gewalt hatte. Der alte Diener hatte Recht, hier half keine List, keine Gewalt mehr, und, wenn selbst die letzte heiße Bitte der armen Kranken vergeblich gewesen war, wie konnten dann auch noch fremde Bitten und Vorstellungen helfen? Der Wahnsinnige war eben für Alles unzugänglich.

Der tolle Graf!

Und doch mußte ich noch einen Versuch machen. Gelang er nicht, verderben, schlimmer machen, konnte ich nichts mehr, und ich hatte dann nur gethan, was in meinen Kräften stand.

„Melden Sie mich bei Ihrem Herrn, sagte ich zu dem alten John. Nennen Sie ihm meinen Namen und mein Amt; sagen Sie ihm, daß ich als Criminalrichter zu ihm komme, ihm wichtige Mittheilungen zu machen habe, und ihn augenblicklich sprechen müsse.

„Er wird Sie nicht vorlassen, sagte der Diener.

„Werden Sie mich einlassen? fragte ich nochmals.

„Nein.

„Gut, so melden Sie mich.

Er hatte sich entschlossen.

„Darf ich dem Herrn Grafen von unserer Unterredung Mittheilung machen? fragte er nur noch.

„Wie Sie es für gut finden, wenn ich ihn nur sprechen kann.

Er schob die kleine Oeffnung in der Thür wieder zu und ging. Seinen Schritt hörte ich im Innern des Hauses sich langsam entfernen; er sann wohl im Gehen darüber nach, was er zu sagen und zu thun habe.

Was ich wollte? es war wenig. Es war, wenn man will, fast nur der Strohhalm des Ertrinkenden. Es war fast nur ein psychologisches Problem, das ich mir stellte. Ich wollte nichts als dem Grafen Vorstellungen der Vernunft machen.

Sie waren ihm schon so viel gemacht, alle dem Wahnsinnigen vergeblich!

Ja, aber sie waren ihm nur gemacht von seiner täglichen, gewöhnlichen Umgebung; diese war ihm zur Gewohnheit geworden. Der alte Geistliche war zwar da gewesen, aber der Graf hatte ihn nicht zu Worte kommen lassen, und der Geistliche hatte keinen energischen Versuch gemacht, zu Worte zu kommen.

Wenn ich jetzt zu ihm kam, zudem plötzlich, ein paar Minuten vorher noch von ihm völlig unerwartet in der von aller Welt gefürchteten Stellung des Criminalrichters, vielleicht, freilich nur vielleicht, machte das doch an ihm einen Eindruck, der, richtig benutzt, seine weiteren Früchte tragen konnte.

Ein paar Minuten vor der Entfernung des alten Dieners hatte ich auf der andern Seite des Schlosses ein Geräusch gehört, das näher kam. Ich hatte bald das Rollen eines Wagens unterschieden.

Gleich, nachdem der Diener mich verlassen hatte, kam eilig einer der beiden Gensdarmen zu mir heran. Er meldete mir, daß so eben eine herrschaftliche Equipage in der Nähe angehalten habe, und daß ein Herr und eine Dame ausgestiegen seien, ihren Weg um das Schloß herum genommen hätten und wahrscheinlich in

dieses hinein gehen wollten. Sein Kamerad sei ihnen gefolgt, um zu sehen, wo sie blieben; er sei hierher geeilt, um mir die Meldung zu machen.

„Sie haben die Ausgestiegenen nicht gekannt? fragte ich ihn.

„Sie waren mir völlig fremd.

„Hörten Sie sie sprechen?

„Sie sprachen leise miteinander; ich verstand sie nicht.

„Sind Sie und Ihr Kamerad von ihnen gesehen?

„Nein —

Wer konnte um diese Zeit, gerade jetzt in das Schloß wollen? Ich hatte eine Ahnung. War sie richtig, so drohte die Lage von neuem schwierig, immer schwieriger zu werden.

Vor Allem mußte ich die Angekommenen hindern, in das Schloß zu gelangen.

Sie waren auf dessen andere Seite gegangen. Hatten sie keine Verbindung im Schlosse, so mußten sie dennoch, um Einlaß zu erhalten, zu dem Pfortchen kommen, vor dem ich stand. War im Innern Jemand mit ihnen einverstanden, so konnten sie durch andere Eingänge, namentlich durch die in den kleinen Schloßgarten führende Thür hineingelangen.

Als ich ihnen entgegen gehen wollte, naheten sie sich schon der Stelle, wo ich mit dem Gensdarmen stand, eine große, dem Anscheine nach magere Dame und ein Herr von mittlerer Größe. Sie waren in dunkler Reisekleidung, der Herr schien mir eine militairische Haltung zu haben. Mehr konnte ich in der Finsterniß nicht unterscheiden. Der Herr führte die Dame.

Sie naheten sich schweigend.

Ich trat ihnen entgegen. Der Gensdarm mußte zurückbleiben.

Sie stuzten und blieben stehen; hatten also keine Ahnung von meiner und meiner Begleiter Anwesenheit.

„Zu wem wünschten Sie hier? fragte ich.

Ich sah, wie der Herr mich von oben bis unten maß.

„Wer gäbe Ihnen ein Recht zu der Frage? sagte er dann sehr vornehm.

„Mein Amt, erwiderte ich. Ich bin Criminalrichter.

Die Dame fuhr, heftig zuckend, zurück. Auch der Herr machte unwillkürlich eine Bewegung, und er hatte nicht so gleich eine Antwort.

Meine Ahnung war die richtige gewesen. Unterdeß hatte ich auch die Beiden näher betrachten können; ihre Gesichtszüge waren trotz der Dunkelheit mehr hervorgetreten.

Die Dame hatte ein ältliches, mageres, blaßes Gesicht, große, dunkle, tiefliegende Augen. Der Herr war ein junger, hübscher — frischer Mann; er hatte wirklich eine militärische Haltung.

Aber welche Schritte hatte er jetzt weiter zu thun? In dem Schlosse war ein Mord verübt, an dem armen Fräulein Marie ein Giftmord. Wer konnte, wer mußte der Mörder sein? Welche Pflichten hatte ich im Namen der Gerechtigkeit gegen den Mörder?

Aber waren das nicht spätere Fragen? In diesem Augenblicke handelte es sich nur um Rettung, um Rettung der eigenen Tochter der Einen, der Braut des Anderen, die vor mir standen, zu deren Rettung sie selbst Beide unzweifelhaft hier waren.

Und dennoch, ich war auch, ich war zugleich Straf-richter.

Der junge Mann hatte sich von seiner augenblicklichen Verwirrung erholt.

„Sie sind vermöge Ihres Amtes hier? fragte er. Er fragte nicht mehr vornehm.

„Ja, mein Herr, antwortete ich ihm.

„Und Sie haben Geschäfte hier im Schlosse?

„Ja.

„Darf ich fragen, in welcher Veranlassung?

Ich glaubte die Dame an seinem Arme zittern zu sehen. Sie hatte noch kein Wort gesprochen. Wie hätte sie es auch gekonnt? Ich mußte dennoch, um so mehr mit ihr sprechen.

„Sie werden es erfahren, antwortete ich dem jungen Manne.

Dann wandte ich mich an die Dame.

„Ich habe die Ehre, die Frau Baronin von Mühlen vor mir zu sehen?

„Ich bin die Baronin von Mühlen, antwortete mir eine angeklebte Stimme, die Kraft zu gewinnen suchte.

„Die Schwester des Herrn Grafen Bohwinkel?

„Der Graf Bohwinkel ist mein Bruder.

„Und dieser Herr —? Ich wandte mich an den jungen Mann selber: Sie, mein Herr, führen ebenfalls den Namen Graf Bohwinkel und sind Offizier und ein Verwandter des Besitzers dieses Schlosses?

„So ist es, mein Herr. Aber ich möchte Sie fragen —

Er sprach wieder vornehm.

„Woher ich das Alles weiß? unterbrach ich ihn.

„Nicht das. Aber wer Ihnen ein Recht zu solchem Inquiriren giebt?

„Eben mein Amt als Inquirent.

„Gegen mich? Gegen uns?

„Herr Graf, ein Inquirent pflegt zu fragen, aber nicht zu antworten. Es ist das sein Recht und seine Pflicht. Indes lassen Sie uns in diesem Augenblick unsere Aufmerksamkeit auf einen anderen, dringenderen Gegenstand richten. Gnädige Frau, Sie sind hier, um Ihrer Tochter das Leben zu retten?

„Sie wissen auch das, mein Herr?

„Wie Sie hören. Darf ich um Ihren Plan, um Ihre Mittel bitten?

Der tolle Graf.

„Mein Herr —!

„Frau Baronin, ich bin zugleich zu demselben Zwecke hier. Noch ist er zu erreichen. Ihre Tochter lebt noch. Auch noch die andere Unglückliche.

„Mein Herr, ich habe es nur mit meinem Bruder zu thun. Familienangelegenheiten sind keine Criminalsachen.

Sie hatte nur diese Antwort. Ihre Stimme war wieder frei, sie war zugleich stolz. Die Dame hatte sich vollständig gefaßt. Sie überfah ihre Lage mir gegenüber und hatte jetzt nur diese im Auge. Sie selbst war sich näher, als ihre Tochter, daher durfte sie jetzt nur an sich denken und konnte keine gemeinschaftliche Sache mit mir machen. Was hätte da zu meiner Kenntniß kommen müssen? Sie mußte mich zu beseitigen suchen, wie ich sie zurückhalten wollte. Sie mußte zu dem Zwecke zuerst, von vorn herein, mir zu imponiren suchen.

So las ich schnell in ihrem Innern. In welches entseßliche Innere blickte ich dabei, wenn ich Recht hatte! Ich mußte klarer wissen, ob ich es hatte. Ich mußte ihr zugleich entschieden entgegentreten.

„Gnädige Frau, erwiderte ich ihr kalt auf ihre stolzen Worte, der Criminalrichter hat andere Erfahrungen. Die schwersten Verbrechen sind leider nur zu oft empörende Unthaten in der eigenen Familie.

„Sie machen Ihre Erfahrungen in der niedrigen Masse des Volkes, sagte sie noch stolzer.

„Jene am wenigsten, entgegnete ich ihr. Auch hier in diesem Schlosse.

„Wie, mein Herr?

„Sie fürchten für das Leben Ihrer Tochter, Frau Baronin. Darum sind Sie hier.

„Mein Bruder ist ein Unglücklicher!

„Ein sehr Unglücklicher! Gewiß. Besonders seit-

dem ein ihm sehr theures Wesen unrettbar dem Tode entgegeneilen muß.

„Es hat seinen traurigen Zustand verschlimmert.

„Darf ich fragen, gnädige Frau, in welcher Beziehung die arme Sterbende in diesem Schlosse zu Ihrem Bruder steht?

„Mein Bruder hat mir keine Mittheilung darüber gemacht.

„Ich habe gehört, sie sei die Tochter eines niedrigen Bauern?

„Ich habe ihren Vater nicht gekannt.

„Eines erschossenen Insurgenten zudem?

Das stolze, harte, verhärtete Weib hatte doch nicht gleich eine Antwort.

„Und wie Ihr Bruder, der Herr Graf, den Vater erschießen sah, so muß er jetzt auch die Tochter sterben sehen. Sie muß in seinen Armen, an seinem Herzen sterben. Er wollte sie wohl anders in seine Arme halten, an sein wundes Herz drücken, damit sie es heilen solle. Es sollte nicht so kommen. Eine Hand, eine entsetzliche Hand sollte sich dazwischen legen. Die Hand des Todes, gnädige Frau.

Ich hatte sie getroffen. Wie ihr Gesicht bleicher werden mochte, wie ihre Augen angstvoll umherstarrten, wie sie vergeblich nach Fassung rang, das Alles konnte ich in der Dunkelheit nicht wahrnehmen. Aber wie sie heftig zitterte, das sah ich deutlich und nach einem Worte, nach einem einzigen Worte suchte sie vergeblich.

Ich hatte auch etwas Anderes getroffen.

Der junge Offizier hatte plötzlich den Arm der Dame losgelassen. Er starrte sie an; ja, wie sein auf einmal bleich gewordenes Gesicht wie entsetzt auf ihr haftete, das sah ich trotz der Dunkelheit der Nacht deutlich. Eine furchtbare Ahnung mußte ihn ergriffen, meine Worte mußten ein schreckliches Licht in ihm angezündet haben.

Mein Gott! hörte ich ihn leise in sich hineinrufen. Dann stand er schwankend da. Er hatte etwas vor, doch konnte er zu keinem Entschlusse gelangen.

Der alte John war zurückgekehrt.

Er schob nicht wieder den Schieber in der Thür zurück, sondern öffnete diese und trat in sie hinein.

Wollte er mich in das Haus führen? Hatte gar der Graf ihm die Erlaubniß, den Auftrag dazu gegeben?

Er erschrak, als er meine neue Gesellschaft, die beiden Verwandten seines Herrn sah. Er erkannte sie. Sie am wenigsten mußte er erwartet haben.

Ich trat zu ihm heran.

Die Dame und der Offizier folgten mir in der ersten Verwirrung, in der sie noch waren, nicht.

„Was haben Sie mir zu bringen? fragte ich den alten Diener.

„Ich darf Sie einlassen.

„Mit meinen Leuten?

„Sie dürfen mitnehmen, wen Sie wollen. Aber wenn ich Sie bitten darf, so kommen Sie ganz allein. — Doch, ich sehe den jungen Herrn Grafen da. Seine Anwesenheit könnte nützlich werden. Nehmen wir ihn mit.

„Nicht auch die Frau Baronin? fragte ich ihn.

„Nein, nein! rief er hastig.

Schnell hatte ich mich entschlossen.

„Ich werde Ihnen mit dem Grafen folgen, sagte ich.

Er ging zu der Dame und dem jungen Offizier, die zurückgeblieben waren.

Ich begab mich vorher zu meinen, in weiterer Entfernung stehenden Leuten, theilte ihnen mit, daß ich allein in das Schloß gehen werde, und wies sie an, hier auf meine Rückkehr zu warten.

Als ich dann wieder an dem kleinen Pfortchen an=

langte, standen der Diener und der junge Offizier schon wartend auf mich da.

Die Frau von Mühlen sah ich nicht mehr; sie mußte sich rasch entfernt haben. Zu ihrem Wagen zurück? Was hatte so schnell ihren Willen ändern können? Meine Worte? Oder hatte der Diener ihr Mittheilungen gemacht? Oder hatte gar der junge Graf, ihr eigener Verwandter, ihr künftiger Schwiegersohn, aus jenem ahnenden Innern zu ihr gesprochen? Sie kümmerte mich in diesem Augenblicke nicht weiter.

Der alte John führte den Offizier und mich in das Schloß, hinter uns das Pfortchen, durch das wir eingetreten waren, verschließend.

Wir waren in einem völlig dunklen Raume.

John nahm etwas aus dem Fenster, es war eine kleine verschlossene Laterne. Er öffnete sie. Wir standen in dem Scheine eines hellen Lichtes, das in ihr brannte.

Es war wohl dieselbe Laterne, die in der vergangenen Nacht dem Geistlichen geleuchtet hatte.

Ich betrachtete den jungen Offizier an meiner Seite genauer. Es war eine schöne Gestalt, ein aristokratisches, edles braves Gesicht. Ein tiefer Gram lag in seinen Zügen.

Ich sah mir auch den alten John an. Auch sein Gesicht zeigte Bravheit, erweckte Vertrauen, wie grau, verwittert und hart es ausah. Es kam mir wie so ein echtes, ehrliches und muthiges Unteroffiziersgesicht vor.

In der Halle, in der wir uns befanden, mündete ein langer Gang. Man konnte in dem Scheine der Laterne sein Ende nicht absehen. Es war wohl wieder der nämliche Gang, den in der Nacht vorher der Geistliche hatte durchschreiten müssen; wir waren nur an seinem andern Ende.

Der alte Diener führte uns hinein.

„Was haben Sie mit dem Grafen gesprochen? fragte ich ihn im Gehen.

„Ich meldete ihm sofort Ihre Ankunft; es schien mir das Beste zu sein.

„Auch den Zweck meines Hierseins?

„Er wußte, er errieth ihn.

„Und er gestattete sofort mein Eintreten in das Schloß?

„Ich solle Sie zu ihm führen, befahl er mir, er wolle mit Ihnen sprechen. Er befahl mir das sogleich, nachdem er sich nur kurz besonnen hatte.

„Sagte er Ihnen weiter nichts?

„Nein.

„Sie sprachen den Wunsch gegen mich aus, allein zu kommen, ohne meine Leute.

„Ich dachte, der Herr Graf würde lieber mit Ihnen allein sprechen.

„Und zu welchem Zwecke begleitet uns der junge Graf?

„Der Herr Graf liebt ihn. Es wird ihm wohl thun, ihn gerade jetzt hier zu wissen.

„Sie wissen nicht, was der Graf mir wird sagen wollen?

„Er sprach kein Wort darüber.

„Sie haben auch keine Vermuthung?

„Gar keine.

Die Antworten des alten Dieners waren kurz; aber er schien nicht zurückzuhalten; es war ihm selbst wohl aber ein Räthsel, daß der Graf mich ohne Weiteres angenommen hatte, und er sann über die Lösung nach.

„Sie waren lange ausgeblieben, bemerkte ich ihm noch.

„Der Graf hatte sich eingeschlossen, antwortete er; er öffnete mir erst nach einer Weile.

„Wo war er?

„Bei der Kranken.

„Und wie war sein Aussehen?

Der alte Mann schüttelte traurig den Kopf.

„Er sah wie verstört aus, der Athem war ihm kurz und heiß. Was giebt's? fragte er mich schnell. Als ich dann Sie angemeldet hatte, sah er einen Augenblick still vor sich hin und darauf sagte er: Führe den Herrn in den braunen Saal.

Ich hatte den Diener vorläufig nicht mehr zu fragen, und nachdem wir nicht lange in dem engen, nackten, gewölbten Korridor vorangeschritten waren, hatten wir, wie am Abend vorher der Geistliche, eine Treppe erreicht und gelangten durch diese in einen zweiten Gang, an eine dunkle, hohe, breite Flügelthür mit alterthümlichem Schnitzwerk. Ich sah es flüchtig in dem Scheine der Laterne.

Das war die Thür, durch welche der Geistliche zu der Kranken eingetreten war. Wir waren in der Nähe des Krankenzimmers, des Sterbezimmers der armen Marie.

Fünf bis sechs Schritte vor ihr, war rechts in der Mauer eine zweite Thür. Auch diese hatte der Geistliche gesehen.

An derselben machte unser Führer Halt.

Die tiefste Stille herrschte auch hier. Als wir standen, vernahm man keinen Laut. Doch, ich hörte ein wenig das Klopfen meines Herzens. Das Ungewöhnliche der Lage und des Augenblicks, das alte Schloß, der nackte, dunkle Gang, die unmittelbare Nähe des Todes, die Pforte und der Ausgang des schweren Verbrechens, vor dem ich stand, die Erwartung, was weiter kommen werde, selbst die tiefe Stille, die uns umgab, Alles hatte mich ungewöhnlich aufgereggt.

Der Criminalrichter soll freilich immer das Blut kalt, das Herz ruhig, den Kopf klar behalten.

Es währte auch nur Einen Augenblick.

Der alte John hatte leise die Thür geöffnet, vor der wir standen.

„Treten die Herren ein, sagte er fast flüsternd.

Vier Wachskerzen auf zwei großen silbernen Armleuchtern standen auf einem runden Tisch in der Mitte und erhellten das Zimmer, in das wir traten.

Es war ein großes, viereckiges Gemach von alterthümlicher Einrichtung. Die Wände waren mit gewirkten, braunen Tapeten behangen. Der Fußboden war weiß und braun getäfelt. Die Decke bestand aus, sich kunstvoll durchschlingender Stuckaturarbeit.

Alterthümliche Sophas, Lehnstühle, Tische und große Spiegel mit Goldrahmen waren der Einrichtung entsprechend.

Alles schien sehr kostbar zu sein.

„Wollen die Herren hier verziehen? Ich werde dem Herrn Grafen Ihre Anwesenheit melden, sagte der alte John und entfernte sich durch dieselbe Thür, durch die er uns eingeführt hatte.

Das Zimmer hatte außer dieser noch zwei Thüren. Eine links von ihr; sie mußte zu dem Zimmer der Kranken führen; eine andere jener ersten gegenüber.

In der Mauer gegenüber der Thür des Krankenzimmers befanden sich zwei Fenster. Vorhänge von schwerer, dunkler Seide faßten sie ein.

Die tiefste Stille herrschte auch hier. Ich hatte noch die Schritte des alten John sich entfernen hören; dann hatte ich gemeint zu hören, wie eine Thür geöffnet wurde. Seitdem war kein Laut mehr zu vernehmen gewesen. Auch nicht durch die Thür, die in das Krankenzimmer führen mußte. Ich hatte einen Augenblick hingehorcht; ich hatte nicht das leiseste Geräusch vernommen.

Ich hatte nur unwillkürlich hingehorcht. Wer mag sich dessen erwehren, in dem ersten Momente, da

er an die Stille und an die Geheimnisse und Schauer eines Sterbegemaches herantritt?

Dann aber war ein Gefühl wie der Scham, über mich gekommen. Ich entfernte mich soweit ich konnte, von der Thür, war dann an eins der Fenster in der entgegengesetzten Mauer getreten, ich sah so in die dunkle Nacht hinaus.

Anfangs sah ich nichts, als eben das Dunkel der Nacht. Dann unterschied mein Auge. Das neue Schloß lag vor mir; ich blickte an seiner ganzen Facade entlang. Sein hohes flaches Dach, mit den Statuen darauf, zeichnete sich von dem Nachthimmel ab.

Der große Prachtbau wollte in der Stille und Dunkelheit der Nacht mich fast gespensterhaft ansehen.

War nicht Alles hier so unheimlich? Und war ich nicht in der That an einem Orte des Verbrechens und des Schreckens?

Der Graf Bohwinkel, der junge Offizier, war mir an das Fenster gefolgt.

Auch sein Gesicht trug den Ausdruck des Schreckens, einer schweren inneren Angst. Was meine Worte zu seiner Verwandten, zu jener entsetzlichen Frau, ihn hatten errathen lassen, wenige Worte des alten John mußten es ihm zur Gewißheit gemacht haben.

Er mußte den Druck, der auf ihm lastete, sich erleichtern.

„Herr Criminalrath, sprach er, fast wie bittend, Sie werden die Todten hier ruhen lassen?“

„Ich bin zunächst nur hier, um ein Leben zu retten, antwortete ich ihm.

„Das wird jetzt meine Sorge sein, erwiderte er. Mein Onkel liebt mich; er wird mich vor sich lassen und wird meinen Bitten nicht widerstehen.

„Alsdann, sagte ich, verfolgt der weltliche Straf-
richter nur die lebenden Schuldigen.

„O, mein Herr, rief er, und wie oft, mit den
Schuldigen auch die Unschuldigen. Jeder Schritt,
den Sie hier thun können, ist zugleich ein Dolchstich ge-
gen meinen edlen und unglücklichen Onkel.

„Und ist er ganz unschuldig? fragte ich.

„Mein Onkel schuldig an dem, was hier ge-
schehen ist?

Ich mußte ihm das Herz noch schwerer machen,
als es ihm schon war. Ich konnte nicht anders.
Eine tiefe Enttäuschung, wenn man auch will, eine
große Bitterkeit hatte sich meiner auf einmal be-
mächtigt.

„Auch daran? erwiderte ich ihm. Wer ist die Un-
glückliche, deren junges Leben noch in dieser Nacht
einem schrecklichen Tode zur Beute fallen muß? —
Sie können mir nicht antworten? Ich habe da in
Ihnen einen Gedanke angeregt, an den Sie bisher noch
nicht gedacht hatten? Und dieser Gedanke erschreckt
Sie? Und Sie können ihn dennoch nicht von sich
weisen? Sie, Herr Graf, wollten der Strafgerechtigkeit
den Vorwurf machen, daß sie mit dem Schuldigen
nur zu sehr auch den Unschuldigen treffe. Aber wie
viele Unschuldige der Verbrecher selbst unmittelbar in
das Verderben, nicht einmal immer in sein eigenes
Verderben, mit hineinzieht, das hatten Sie nicht be-
dacht. Die Sterbende in jenem Zimmer, kaum zwanzig
Schritte von uns entfernt, ist sie nicht die Tochter
des gefangenen Insurgenten, der hinter die Fronte
des Regiments geführt und fusilirt wurde? Und was
für eine That war dies? Und wäre sie ohne diese
That aus ihrem ruhigen, einfachen Leben hinausge-
wiesen worden, um heute hier, fern von der Heimath,
eine arme hilflose Waise, des elendesten Todes zu
sterben? —

Der junge Offizier war erschüttert. Ich hatte in der That Gedanken angeregt, von denen er früher keine Ahnung gehabt hatte.

„Es war im Kriege, wollte er noch versuchen zu entschuldigen.

„Aber Kriegsgebrauch? sagte ich.

„Es waren Insurgenten.

„Verfuhren diese Insurgenten so mit ihren eigenen Gefangenen? Oder hat ein landesherrliches Kriegs-
heer das Vorrecht weniger menschlich, grausamer zu sein, als Insurgenten?

Er antwortete nicht.

„Aber wenn Sie wüßten, sagte er, wieviel mein armer Onkel seitdem gebüßt und gelitten hat —

„Ich weiß, unterbrach ich ihn, ich kenne seinen beklagenswerthen Zustand.

„Und mit welcher unendlichen Liebe und Sorge er sich der Tochter des unglücklichen Erschossenen angenommen hat!

„Ich errathe es. Aber ist nicht das Ende aller seiner Liebe und Mühe ihr frühzeitiger schrecklicher Tod?

„O, mein Herr, Sie sind ungerecht. Ich muß meinen Onkel vertheidigen —. Aber nein, ich könnte es nicht so, wie dieser treue Diener, der da eben zurückkommt. Er war Zeuge von Allem. Er soll Ihnen erzählen. John komm näher, erzähle Du dem Herrn hier von all' der unendlichen Liebe meines Onkels zu der armen Marie, von seinem Unglück, von seinen Leiden.

Der alte Diener war in das Zimmer zurückgekehrt. Sein Gesicht war von dem tiefsten Kummer erfüllt.

„Theilen Sie uns zuerst mit, was Sie bringen, sagte ich zu ihm.

Der alte Mann konnte vor Schmerz kaum sprechen.

„Ich komme von dem Lager eines sterbenden Engels, sagte er.

„Und Luise? rief der Offizier.

Das Fräulein von Mühlen, seine Verwandte und seine Braut hieß so.

„Fräulein Marie hat für sie, so rührend; es mußte einen Stein erbarmen, sagte der Diener. Es erbarmte auch den edlen Herrn. Ich hatte ihm gesagt, daß Sie hier seien, daß er schon darum Ihre Unschuld entnehmen müsse. Die Sterbende trat für die Unschuld der Fräulein Luise ein. Er widerstand nicht mehr. Sie können zu Ihrer Fräulein Braut gehen. Die Zimmer stehen offen, Sie kennen sie. Der Herr Graf wünscht nur, daß Sie Beide in der heutigen Nacht nicht abreisen möchten.

Der junge Offizier stürzte aus dem Zimmer.

„So ist für diesen Augenblick wenigstens, auch meine Mission hier zu Ende, sagte ich zu dem alten Diener.

„Der Herr Graf wünscht dennoch, Sie zu sprechen, erwiderte er.

„Zu welchem Zwecke?

„Er sagte es mir nicht. Ich solle Sie nur bitten, einige Augenblicke auf ihn zu warten, er werde gleich hier sein.

Ich war bereit zu warten.

„Aber erzählen Sie mir unterdeß von dem Grafen und der Sterbenden, hat ich den Diener. Sie haben gehört, wie auch der junge Graf es wünschte.

„Und ich kann es, gerade in ihrer Sterbestunde. Sie war immer ein Engel, und wie hat der arme Graf sie geliebt!

Daß sie die Tochter eines erschossenen Insurgenten ist, wissen Sie?

„Ich weiß auch, wie dieser Insurgent erschossen wurde.

„Es war eine traurige Geschichte. Ich war dabei. Das Herz blutet mir noch, wenn ich daran zurückdenke. Aber mein armer Herr hatte damals schon den unglücklichen Schuß erhalten. Da war ihm manchmal der Verstand verwirrt. So auch, als der Mann erschossen wurde. Darum konnten keine Bitten und keine Vorstellung helfen; sie hätten seinen Sinn nur noch zäher und härter gemacht. Aber nie in meinem Leben vergesse ich den Augenblick, als die Schüsse verhallt waren, und der Unteroffizier, der die Execution kommandirt hatte, mit der Meldung zurückkam, der Befehl des Herrn Obersten sei vollzogen. Auch der Graf ist seit dem Augenblicke für sein ganzes Lebenlang ein anderer Mensch geworden. Doch ich will der Ordnung nach erzählen.

Die Truppen hatten während der Execution auf dem Platze gehalten.

Seitab, neben einem Dornstrauche, hatte die Tochter des einen der Erschossenen wie leblos am Boden gelegen. Sie war in einer tiefen Ohnmacht. Der Graf hatte sich nicht um sie bekümmert, und ohne den Befehl des Obersten durfte kein Anderer aus dem Gliede treten.

Durch das Krachen der Schüsse war sie erwacht; als der Unteroffizier meldete, flog sie empor.

Mein Vater! mein Bruder! schrie sie.

Es schnitt uns Allen durch das Herz. Auch dem Grafen, auf einmal auch ihm.

Er hatte still, finster, in sich gekehrt, auf seinem Pferde gehalten. So hatte er auch die Meldung angehört; kein Zug in seinem Gesichte hatte sich verändert.

Als das Mädchen schrie, fuhr er plötzlich im Sattel in die Höhe. Er blickte nach dem Mädchen hin; er sah sie verwundert an, als wenn er sie vorher noch gar nicht gesehen hätte. Dann auf einmal wurde er bleich,

und in seinem Gesichte zeigte sich die schrecklichste Angst. Er hatte vergessen, was geschehen war, es fiel ihm jetzt wieder ein; er hatte es wohl gar nicht einmal gewußt, er hatte ohne Sinne gehandelt, es wurde ihm jetzt, in diesem Augenblicke erst klar.

Das Mädchen wollte in die Schlucht stürzen, zu der Stelle hin, wo sie ihr den Vater, den Bruder erschossen hatten. Die Soldaten, die von daher ernst und still zurückkehrten, hielten sie auf. Nur einer, ein roher Gesell, der auch wohl zuviel getrunken hatte, verhöhnte sie im Vorbeimarschiren.

Weine nicht, Püppchen, Du kannst jetzt Regimentstochter werden. Hübsch genug bist Du dazu.

Der Graf hatte die Worte gehört.

Er hatte aber auch schon seinem Pferde die Sporen in die Seiten gerannt, daß es wild voran schoß. In drei Sätzen war er bei dem Soldaten. Sein Säbel flog dem rohen Menschen um den Kopf; er wollte ihn niederhauen. Er faßte sich, ließ den Arm mit dem Säbel sinken, parirte sein Pferd, stieg herunter und ging zu dem Mädchen.

„Du bist meine Tochter! sagte er zu ihr.

Dann winkte er mich zu sich.

Du sorgst für Sie, Sohn. Sie ist von heute mein Kind.

Er sprach die Worte so eigen, so milde und doch so scheu, und doch wieder so klar und fest. Es war ihm wohl immer klarer in seinem Sinne geworden, und er sah ein, wie Vieles er wieder gut zu machen habe, und der Wille stand fest in ihm, Alles, was er konnte, wieder gut zu machen.

Er war ein anderer Mensch seit dem Augenblicke.

An dem nämlichen Abende noch bat er den kommandirenden General um Urlaub. Er konnte es, unbeschadet seiner Ehre. Der Feldzug war zu Ende; wir waren nur noch in der Verfolgung der flüchtigen

Feinde begriffen gewesen. Das Hauptquartier lag nicht weit von uns. Er hatte sein Gesuch mit einem reitenden Boten an den General geschickt. Nach einer Stunde kam der Bote mit der Antwort des Generals zurück. Der Urlaub war gewährt.

Um Mitternacht waren wir schon auf der Reise; er hatte von Niemandem Abschied genommen.

Er hatte kein Wort mehr gesprochen, als nur, was er sagen mußte um die Anordnungen der Abreise zu treffen. Ich hatte diese getroffen, und als ich fertig war, ging ich in sein Zimmer, um es zu melden. Er saß auf einem Stuhle, das Gesicht in beide Hände gelegt; seine Oberstenuniform hatte er mit bürgerlicher Kleidung vertauscht.

„Der Wagen wartet, sagte ich.

Er stand auf. Aber er stand gebückt und gebeugt da, und nie in meinem Leben habe ich ein gramvoller Gesicht gesehen.

Ich mußte weinen, als ich ihn so sah.

Er nahm meine Hand.

„Ja John, es ist vorbei. Von dem heutigen Tage an bin ich nur noch ein verlorener Mensch.

So mußte ich ihn hinausführen.

Draußen am Wagen blieb er stehen.

„Ist sie drinnen? fragte er.

„Ja, Herr Graf.

„Dank Dir, Dank Ihr. Sollte mir Gott doch noch seine Gnade schenken?

Er stieg ein. Auch ich mußte mit hineinsteigen.

Im Wagen saß schon das Mädchen, die Tochter und Schwester der beiden Erschossenen.

Sie saß an seiner Seite und ich Beiden gegenüber. So fuhren wir still und stumm in die Nacht hinein.

Ich hatte an dem Plaze der Execution das weinende Kind zu mir genommen.

Sie war auch still in ihrem schweren Schmerze.

Ihre Augen weinten nicht mehr; wie um so bitterlicher mochte ihr das Herz weinen.

„Hast Du noch eine Mutter? fragte ich sie.

„Nein, war ihre leise Antwort.

„Noch Geschwister?

„Auch keine Geschwister mehr.

„Du bist also jetzt ganz allein in der Welt?

„Der liebe Gott wird ja auch mich wohl bald zu sich nehmen.

„Du sollst mit dem Herrn kommen; Du sollst seine Tochter sein, wie er Dir gesagt hat.

„Und er hat mir meinen Vater genommen!

„So kommst Du mit mir. Bei wem könntest Du hier bleiben? —

Sie konnte bei Niemandem bleiben; ich hatte mich erkundigt. Sie hatte nur noch entfernte Verwandte im Dorfe. Ihr Vater war ein armer Arbeiter gewesen. Das Dorf war durch den Krieg zerstört; nur Armuth, Elend, Sorgen herrschten da. Wer hätte sich des armen, fremden Kindes annehmen sollen?

Sie hatte keine Antwort auf meine Frage. In ihrem Unglücke waren ihr auch ihre Gedanken unklar.

Sie folgte mir, wohin ich sie führte; sie hatte auch keinen klaren Willen. Sie dachte nur an den Vater, den Bruder, die sie verloren hatte. So fuhr sie mit uns.

Am dritten Tage hatten wir ein Gut des Grafen erreicht. Wir blieben dort.

Der Graf hatte auf der ganzen Reise fast kein Wort gesprochen, mit ihr kein einziges. Er hatte, wie mit seinen Gedanken, abwesend, still vor sich hingesehen. Daß es traurige Gedanken waren, das sah man ihm wohl an. Einige Male war da sein Blick auf das Kind an seiner Seite gefallen. Zuerst hatte er, wie in Schreck aufgezuckt, er hatte die Augen schnell

von ihr abwenden müssen. Nachher hatte er sie ansehen können. Es mußte ihm dann sonderbar im Herzen herumgegangen sein. Denn zuletzt war es, als wenn der Anblick der so still und so traurig neben ihm sitzenden armen, verlassenen Waise ihm Trost in das Herz gieße. Dann war wohl in ihm der edle Vorsatz fester und fester geworden, dem Kinde Beschützer zu sein sein Lebenlang, was er ihm und seinen Verwandten gethan, zehn, hundert, tausendfach wieder gut zu machen, und so sich wieder mit ihr zu versöhnen, mit sich selbst und mit dem ewigen, gerechten Gott im Himmel.

Das Kind hatte selten gewagt, nach ihm aufzublicken. Sah sie ihn, so erschrak auch sie; aber auch sie nur anfangs. Wie sie immer sein trauriges, stilles Gesicht sah, schien sie zuletzt sogar Mitleid mit ihm fühlen zu müssen; es kam mir manchmal vor, als wenn zu der Trauer über die Ihrigen eine neue Trauer in ihrem Herzen hinzutrete.

So kamen wir auf dem Gute an.

Die alte brave Magarethe war dort. Sie war schon die Amme der früh verstorbenen Mutter des Grafen gewesen. Ihr wurde das Kind übergeben.

„Sorge für sie, wie für mein Kind, war das erste, was der Graf zu ihr sagte, als wir ankamen.“

Dann verschloß er sich in sein Zimmer, und er sah und sprach keinen Menschen.

Am zweiten Tage überfiel ihn seine schwere Krankheit, an der er seitdem regelmäßig einige Male des Jahres leidet. Er duldet sie mit christlicher Ergebung, sieht sie, heute noch, wie das erstemal, als eine Strafe an, die der Himmel ihm geschickt habe. Sie ist, wie die Aerzte erklären, eine Folge des Schusses, den er in den Kopf erhalten hatte. Jenes andere Ereigniß werde freilich mitgewirkt haben.

Erst nach acht Tagen war er wieder hergestellt,

Der tolle Graf.

war ihm die klare Besinnung zurückgekehrt. Er war still, wie vorher, aber er war milder geworden.

„Wie geht es dem Kinde? war seine erste Frage.

„Sie ist ruhig.

„Wie ist ihr Name?

„Sie heißt Marie.

„Hat sie ein braves Herz?

„Sie ist brav und sanft wie ein Engel.

„Wie ein leidender Engel?

Er fragte es halb, er sagte es halb für sich.

„Wird sie mich sehen wollen? fragte er dann, und ich sah, wie ihn eine innere Unruhe ergriff, während er meine Antwort erwartete.

„Ich hoffe es, antwortete ich.

„Du hoffst es? Sprach sie von mir?

„Ich sagte ihr, daß Sie krank seien; sie solle für Ihre Genesung beten. Die Gebete frommer Kinder erhöere der liebe Gott, und Sie seien ein so guter und braver Herr.

„Und sie? das Kind? fragte er.

„Sie ging in ihr Stübchen allein, und da hat sie gewiß für Sie gebetet.

„Für den, der ihr Alles genommen hat? —

„Ich sagte ihr auch noch, wenn Einer bete für den, der ihm Uebles zugefügt, ein solches Gebet sei dem lieben Gott das wohlgefälligste.

„Hole sie her, aber nur, wenn sie gutwillig mit Dir gehen will.

Ich ging zu dem Kinde.

„Der Herr Graf wünscht Dich zu sprechen, Marie.

Sie erschrak doch heftig.

„Er wünscht es sehr. Es wird ihm wohl thun nach seiner schweren Krankheit, selbst zu sehen, daß es Dir hier gut geht.

Sie konnte sich noch nicht fassen.

„Aber er will Dir keinen Zwang anthun, ich soll Dich nur zu ihm bringen, wenn Du gutwillig mit mir gehen wollest. Er sagte es ausdrücklich.

Da standen ihr schon die Thränen in den Augen.

„Ich will ja mit Ihnen gehen! rief sie.

„Du mußt aber freundlich gegen den armen Herrn sein.

„Ja ja! konnte sie vor Schluchzen kaum sagen.

„Aber da darfst Du nicht weinen.

Sie hatte die Thränen schon getrocknet, sie folgte mir und schritt muthig neben mir her. Aber als wir in das Zimmer des Grafen kamen, zitterte sie so heftig, daß ich sie halten mußte.

Der Graf kam ihr entgegen. Er küßte sie auf die Stirn.

„John hat mir Gutes von Dir gesagt, sprach er. Bleibe brav, und Gott wird Dich nicht verlassen, und es wird Dir immer gut gehen im Leben.

Mehr konnte er nicht sprechen, so bewegt war er.

Dem Kinde standen schon wieder die hellen Thränen in den Augen; sie konnte kein Wort hervorbringen.

Der Graf winkte mir, sie fortzuführen.

„Siehst Du, wie gut er ist. Sagte ich draußen zu ihr.

„Und er ist blaß und so krank, sagte sie.

Sie hatte nur Gedanken für seine Krankheit.

Und so auch an dem andern und an den folgenden Tagen.

„Wie geht es dem Herrn? war am nächsten Morgen ihre erste Frage. Wird das Kind wieder zu mir kommen? war die feinige.

Ich mußte sie wieder zu ihm führen. Sie ging gern mit mir. Er sah wohler aus. Man sah, wie es ihr Freude machte. Er konnte ruhig zu ihr sprechen. Sie hatte Aufmerksamkeit für die schönen und fremden Sachen, die sie bei ihm sah. Er erklärte

sie ihr. Sie hatte noch mehr Aufmerksamkeit für seine Erklärungen.

„Hast Du Lust zum Lernen? fragte er sie.

„Ich lerne gern, antwortete sie.

„Was hast Du schon gelernt? —

Es war wenig. Lesen, Schreiben, etwas Rechnen, das hatte der Schullehrer ihres Dorfes ihr beigebracht. Etwas von Religion hatte der Pfarrer hinzugefügt. Sie war katholisch und nach der Sitte der Katholiken ihrer Gegend schon mit zwölf Jahren eingeseget.

Damals war sie zwölf und ein halbes Jahr alt.

Sie blieb über eine halbe Stunde bei dem Grafen.

Ein paarmal hatte sie plötzlich aufgezuckt, als wenn ihr auf einmal ein sonderbarer Gedanken gekommen sei. Aber er hatte wohl nicht recht an sie herankommen können. Es war gleich wieder vorbei.

So ging es noch drei, vier Tage. Sie blieb immer länger bei ihm; er schien sich schon an sie gewöhnt zu haben und sie war weniger fremd, sie war manchmal gar zutraulich gegen ihn geworden.

Als ich sie dann aber wieder zu ihm führen wollte, fand ich sie in den bittersten Thränen, in der heftigsten Aufregung.

„Ich kann nicht mehr zu ihm gehen! rief sie. Ich darf es nicht. Er hat mir den Vater, den Bruder getödtet. Ich muß fort von hier. Ich bin ein schlechtes Kind, daß ich noch hier bin. Ich will in mein Dorf zurück, bei fremden Leuten dienen.

„Er ist so brav. Er will Alles an Dir wieder gut machen, ich wollte sie beruhigen.

Ich goß nur Del in das Feuer.

„Mit seinem Reichthum, mit seinem Gelde! rief sie. Blut mit Geld! Ihr Blut! Ich will fort, ich muß fort.

„Du wirst ihn wieder krank, wieder elend machen!

Es half nichts. Seine Krankheit, seine Güte gegen sie hatten ein paar Tage lang den Gedanken, daß er der Mörder ihres Vaters, ihres Bruders sei, in ihr zurückdrängen können. Geblieben war er ihr immer, und wie er da war, brach er auch wieder hervor; er wollte sein schreckliches Recht haben.

Ich beruhigte sie zuletzt für den Augenblick.

Bei dem Grafen gelang mir auch das nicht. Als ich ohne das Kind kam, als ich ihm den Grund mittheilen mußte, versiel er wieder in eine Unruhe, in eine Angst, daß ich einen sofortigen Rückfall seiner Krankheit befürchtete.

Das führte denn aber auch noch denselben Tag das gute Kind wieder zu ihm. Ich war zu ihr zurückgekehrt.

„Marie, Du willst morgen in Dein Dorf zurück?

„Ich muß. Ich kann nicht hier bleiben.

„Auch nicht, wenn Du den braven Herrn dadurch tödstest?

Sie wurde leichenblaß. Ich mußte ihr erzählen.

„Du bist eine Christin, sagte ich dann, und Du willst Böses mit Bösem vergelten?

Ich hatte nur die paar Worte zu sprechen brauchen.

„Ich gehe zu ihm, rief sie, wenn er mich noch wieder sehen will.

Welch ein braves, edles Herz hatte sie!

Ich führte sie wieder zu ihm.

Sie hatte Alles vergessen. Sie sah nur noch den kranken Mann, der ihr Wohlthäter geworden war, der sie liebte, von dem auch sie ihr Herz nicht mehr abwenden konnte.

Und er — ? Ich hätte meinen mögen, als ich die Freude und die Nührung seines Herzens sah. —

Und so blieben sie, jeder mit sich, beide mit einander. Er konnte nicht mehr ohne sie sein; sie hatte nur Verlangen nach ihm. Er war unruhig; Traurig-

keit, die finstersten Gedanken kamen über ihn, wenn er allein war, wenn sie ihm einmal fehlte. So wie er sie sah, war Alles vorbei. Sie war sein Engel geworden. Und sie kannte kein anderes Glück mehr, als sein Engel zu sein; sie war nur glücklich und zufrieden, wenn sie ihn glücklich und zufrieden sah. Aber dazwischen kamen jene traurigen Zeiten wieder, in denen sie in ihm nur den Mörder, den Henker ihres Vaters und ihres Bruders sah. Dann war sie unglücklich. Sie konnte ihn nicht sehen, sie verdamnte ihn, sie verfluchte sich. Und dann kam über ihn sein tiefes Weh, seine schwere Krankheit. Aber leben konnten sie doch nicht ohne einander, und am zweiten, oder schon am nächsten Tage mußten sie sich wieder zusammenfinden.

Das hat lange so gedauert.

Er konnte sie nicht einmal von sich lassen, um sie einer Erziehungsanstalt zu ihrer Ausbildung zu übergeben. Erzieherinnen und Lehrer mußten zum Schlosse kommen. Er selbst half, sie zu unterrichten. An dem Kinde hing sein ganzes Herz.

Ich hatte mich in den ersten Jahren nur darüber gefreut. Sie wird ihn heilen, dachte ich. Er wird wieder werden, wie er früher war, der tapferste Soldat, der feinste Cavalier. An Anderes hatte ich nicht gedacht. Sie war ein Kind von zwölf Jahren, sie war ein Kind, als sie vierzehn Jahre alt wurde. Er war ein Mann von dreißig, von zweiunddreißig Jahren. Er war der vornehme, der reiche Graf, der eine Prinzessin hätte heirathen können; sie war das arme Kind eines Tagelöhners, eines erschossenen Insurgenten.

Aber sie blieb nicht immer ein Kind, und sie wurde schön, eine der schönsten Jungfrauen, die man sehen konnte, und ihr Herz war immer braver, weiser und sanfter geworden. Da erst wurde er in seinem eigenen Herzen gewahr, daß und warum er nimmer von ihr

lassen könne. Und auch sie sah es jetzt, und daß ihr Herz an dem feinen hing, wie das seine an dem ihrigen.

Und wie sie das sah, da kam der Gedanke an ihren Vater und an ihren Bruder um so öfter und um so gewaltiger über sie und damit der bitterste Vorwurf, daß sie den Mörder in ihr Herz geschlossen habe und ihn nicht heraus reißen könne. Sie wurde unglücklich, wie nur ein Mensch es werden kann.

Das sah er wieder, und auch warum, und sie waren Beide die unglücklichsten Menschen.

Und doch konnten sie nicht von einander lassen.

Ihm war und blieb sie sein einziger Engel.

Sie mußte es ihm bleiben.

Sie mußte es sich ganz bleiben. Nichts in der Welt als nur sie selbst, durfte für sie da sein.

So kamen sie hierher, in diese Einsamkeit, in diese Wildniß, wo Niemand sie kannte, wo sie Niemanden sahen. Nur die alte Margarethe und die drei ältesten und treuesten Diener durften sie begleiten.

Es ist hier Alles geblieben, wie es war. Sie liebten einander nur mit jedem Tage noch herzlicher, wie ein edles, aber unglückliches Brautpaar, die das Unglück immer inniger mit einander verbindet.

Recht unglücklich waren sie, und sie haben es bleiben müssen bis zu dieser unglücklichen Stunde. Sie konnte seine Hand nicht annehmen; er durfte nicht wagen, sie ihr anzubieten.

Doch, einmal hatte er es gewagt, nur das eine Mal, nie wieder. Sie war wie eine Leiche vor ihm hingefunken; er hatte in Todesangst neben ihr gekniet. Er hatte mit allen Worten, die er in seiner Angst finden konnte, sie angefleht, ihm zu verzeihen, ihr geschworen, daß er sie nie wieder in gleicher Weise betrüben und ängstigen wolle. Und sie hatte in ihrer himmlischen Güte und Liebe eines Engels nur Trostes-

worte für ihn gehabt; ihr Herz gehöre ja nur ihm, nur ganz und gar ihm, und es werde ja auch die Zeit kommen, daß sie die traurigen Gedanken verbannen könne, die jetzt noch zwischen sie und ihn treten wollten. Dann werde sie selbst es ihm sagen.

Aber die Zeit ist nicht gekommen.

Das arme Kind siechte und welkte dahin. Und der arme Graf wurde mehr und mehr von seiner schweren Krankheit heimgesucht.

In seinem Herzen hatte er dennoch nicht alle Hoffnung aufgegeben. Darum wohl nur für sie hat er das schöne Schloß hier nebenan gebaut.

Ein Mal war sie auch wieder aufgeblüht. Ich fing schon an, im Stillen zu frohlocken. Ich dachte, es könne doch noch Alles gut werden.

Da kam das rechte Unglück hierher, der Satan in der Gestalt eines schleichenden, heimtückischen, heuchlerischen Weibes, der hinterlistige Mord. — O, Herr, das, was nun folgte, den Wahnsinn, die Engelsgüte, den Haß, die Liebe, den Jammer, das Elend, das kann ich Ihnen nicht erzählen, das werde ich alter Mann nicht verwinden, daran gehen wir Alle hier zu Grunde. — —

Der alte Diener konnte nicht weiter erzählen. Ich hatte nicht das Herz, ihn weiter zu fragen. —

Um uns her war es ruhig geblieben. Kein einziges Geräusch hatte die Stille unterbrochen. Es blieb auch noch so. Den alten Diener schien es zu beunruhigen.

Der Graf wollte mir in kurzer Zeit folgen; ich sollte hier auf ihn warten.

Endlich kam er. Eine große, sehr imponirende Gestalt. Das tief blasse Gesicht voll Adel, aber auch voll Schmerz. So war auch seine Haltung. Alles an ihm zeigte den vornehmen Edelmann, den tapferen Offizier, aber auch den armen Mann, der in dem

Innersten seines Herzens zerrissen war. Eine Spur von Irrsinn war nicht an ihm wahrzunehmen, weder von augenblicklichem, noch von früherem. Er trat gebeugt in das Zimmer; er schien mir im ersten Augenblicke noch etwas verstört auszu sehen, wie noch unter dem unmittelbaren Eindrucke irgend eines schweren Ereignisses, wie einer furchtbaren That, wollte plötzlich der Gedanke in mir aufsteigen. Aber gleich darauf hatte er sich gefaßt. Er konnte seine Gestalt erheben. So schritt er langsam, gemessen auf mich zu. Etwas Besonderes glaubte ich doch noch in seinen Augen zu lesen, etwas, wie einen seltsamen, wilden Entschluß.

Im Gehen hatte er einen schnellen, mißtrauischen Blick auf mich geworfen. So redete er mich auch an.

„Sie suchen hier ein Verbrechen, mein Herr?“

„Ich würde mich freuen, erwiderte ich ihm, wenn mein Suchen mich überzeugete, daß ich keine Veranlassung gehabt hätte.“

„Sie suchen also!“

„Mein Amt befiehlt es mir.“

„Und wenn Sie jene Ueberzeugung nicht gewinnen?“

„So würde ich weiter verfahren müssen, wie das Gesetz und meine Pflicht es mir vorschreiben.“

„Das heißt?“

„Das Einzelne müßten die gefundenen Thatumstände ergeben.“

„Sie suchen Gift?“

„Bis jetzt suche ich nach gar nichts Besonderem.“

„Aber wenn Sie nach einer Vergiftung suchen müßten? Wie würden Sie verfahren?“

„Der Ausspruch der Aerzte müßte entscheiden.“

„Ah! — Müssen Sie sofort, jetzt auf der Stelle einschreiten?“

„Ich ehre die letzte Ruhe der Sterbenden, den ersten Schmerz der Ueberlebenden.“

„Er hatte mir noch mehr zu sagen und sann da—

rüber nach, wohl über die Worte, in die er es einzufleiden habe.

Er wurde darin unterbrochen.

Die Thür des Krankenzimmers wurde geöffnet, mit einer gewissen Eile, aber ohne alles Geräusch. Eine sehr alte Frau erschien darin.

Der Graf hatte sich schnell nach ihr umgewandt; Sie warf ihm stumm einen schmerzlichen Blick zu.

„Sie stirbt? rief er mit zurückgehaltener Stimme.

„Ich soll Sie zu ihr bitten, flüsterte leise die Frau; ich fürchte, ihr letzter Augenblick ist gekommen.

Sie trat in das Krankenzimmer zurück, der Graf flog förmlich voraus.

„Verzeihen Sie mein Herr! rief er mir noch zu.

Er hatte in seiner Eile die Thür hinter sich offen gelassen. Auch die alte Frau, die alte Margarethe, hatte wohl Anderes zu denken und zu thun, als sie zu verschließen.

So wurde ich unwillkürlich Zeuge einer erschütternden Scene. Ich wollte die Thür zumachen, doch wagte ich nicht, die Ruhe der Todten zu stören. Ich wollte mich entfernen, ich konnte es nicht, ich war festgebannet, als ich die heiligsten Worte der Liebe und des Schmerzes vernahm.

Das Bett der Kranken war der offenen Thür zugewandt. Sie selbst konnte ich nicht sehen, der Graf stand vor dem Bette. Er war leise, auf den Zehen hingeeilt und stand am Kopfende. Neben ihm, zu den Füßen, stand die alte Frau.

Er hatte sich über die Kranke gebeugt.

In dem Zimmer herrschte die tiefste Stille, eine Stille des nahenden Todes.

Ich vernahm das leiseste Wort, das gesprochen wurde.

„Die Erlösung naht, sprach die Kranke, mit einer schwachen, aber dennoch klaren und außerordentlich

sanften Stimme. Ich muß in Deinen Armen sterben, in den Armen meines edlen Wohlthäters. Du hast es mir versprochen.

Der Graf schluchzte einen Augenblick laut auf. Dann hatte er die Gewalt über sich, das Schluchzen zu unterdrücken.

Er kniete an dem Bette nieder. Ich sah, wie er ihre beiden Hände gefaßt hielt.

„Marie, mein Engel, meine Geliebte!

Der Schmerz überwältigte ihn doch wieder. Er konnte nicht weiter sprechen.

Sie hatte auch in ihren letzten Augenblicken die Kraft, Trostesworte an ihn zu richten.

„Fasse Dich, mein Rudolph. Ich sollte in Ruhe sterben, war Dein Versprechen. In Ruhe in Deinen Armen, an Deinem Herzen. Dafür hast Du mir alle jene Bitten bewilligt. Erfülle auch jetzt meine allerletzte. Sage mir, daß Du an eine Wiedervereinigung mit mir glaubst, in jenem Leben der Seligen.

Er hatte sich gefaßt.

„O Du heiliger Engel, das ist ja der einzige Trost, die einzige Hoffnung noch, die mein Herz zu fassen wagt.

„Dann, Du edler Mann, werden wir uns dort wiedersehen. Und ich werde versöhnte Geister Dir entgegenführen, in Liebe, in Glück —. Ha, sie kommen schon; ich sehe sie. Sie lächeln mir zu, sie segnen mich, daß ich Dir schon hier ihre Versöhnung, ihren Frieden gebracht habe. Sie sind da: — Ich sterbe, Rudolph.

Sie sprach auch die letzten Worte sanft, ruhig, mit der Ruhe der Seligen.

„Marie, meine Marie! rief er.

Aber er unterdrückte den Schmerzensschrei.

Er hatte sich wieder erhoben; er beugte sich wieder über sie und legte ihren Kopf in seinen Arm.

Ich sah ein bildschönes, sterbendes Engelsgesicht. Ich glaubte zu sehen, wie ihre brechenden Augen noch ihm zulächelten.

Seine beiden Hände hatten wieder die ihrigen gefaßt; weiß und abgemagert waren sie.

Sie sprach noch einmal.

„Lebe wohl, Rudolph. Segne mein Andenken.

„Segne mich, Du Engel! rief er.

Sie konnte nicht mehr antworten.

Ihre Hände umflammerten krampfhaft die seinigen. Es war ihr Todeskampf. Ein einziger tiefer Seufzer noch — die edle Seele war erlöst.

Die alte Frau war betend am Bette niedergesunken und verharrte in ihrem Gebete.

Der Graf hielt stumm und unbeweglich die Leiche in seinen Armen. Die todten Hände hatten die seinigen noch immer umfaßt.

Erst nach langer Zeit machte er sich sanft von ihnen los. Dann drückte er einen Kuß auf das Gesicht der Entseelten und legte ihr Haupt aus seinem Arme in die Kissen zurück.

Seine Bewegungen waren still, ruhig, wie an einem heiligen Orte.

Wie heilig ist die Stätte des Todes eines edlen Menschen!

Nach einer Weile richtete er sich auf. Sein Blick ruhte noch immer auf dem Antlitz der Todten.

„Nie hat ein edleres und unglücklicheres Herz gelebt! sagte er. Und ich —?

Er richtete sich höher auf.

Er sah die betende alte Frau an seiner Seite.

„Margarethe, sagte er gütig zu ihr, stehe auf und bringe den Andern die Todesbotschaft. Aber Niemand soll hierher kommen, hörst Du?

Die alte Frau verließ das Zimmer.

Er sah ihr still nach.

Dann wandte er sich zu der offenen Thür, an der ich stand. Er kam auf die Thür zu.

Sein Gesicht war leichenblaß, aber ruhig. Nur in seinen trockenen Augen glaubte ich wieder jenes seltsame, wilde Etwas zu finden. Er wandte sich an mich, mit der vollen Ruhe, die sein Gesicht ausdrückte.

„Mein Herr, wären Sie so gütig, noch wenige Minuten hier zu verziehen?“

Ich verbeugte mich zustimmend.

Er kehrte in das Krankenzimmer zurück und verschloß die Thür hinter sich.

Ich ging leise auf und ab. Eine Menge von Gedanken stürmten auf mich ein. Ich suchte sie zu ordnen. Was sollte jetzt zunächst weiter werden? Welche Schritte hatte ich dabei zu thun? Dem verübten Verbrechen, dem Morde, mußte näher nachgegangen werden. Welche Störungen brachte ich dadurch in das Haus des Todes! Der Graf selbst mußte vernommen werden. Die Besichtigung, die Obduction der Leiche wurde nothwendig. Die arme Todte sollte auch im Tode keine Ruhe mehr haben! Und der Graf nicht mit jenen unglücklichen Anfällen von Irrsinn! Es überlief mich heiß und kalt, wie ich das Alles überdachte. Aber ich war Criminalrichter. Ich mußte meiner Pflicht genügen. Dem Rechte mußte sein Recht werden.

Eine Viertelstunde schon war beinahe seit der Rückkehr des Grafen in das Sterbezimmer verflossen. Ich hatte nur wenige Minuten verziehen sollen. Ich horchte nach dem Zimmer hin. Es war still darin, als wenn nur der Tod da sei. So war es rund um mich her.

Ich hatte auch vorher nichts vernommen. Das Knarren der Thür, als der Graf sie hinter sich verschloß, war der letzte Laut gewesen, der außer meinen eigenen Bewegungen, mein Ohr berührt hatte. Nur

einmal, bald nach jenem Verschließen der Thür, hatte ich gemeint, jenseits derselben, in dem Krankenzimmer, ein Geräusch zu vernehmen. Es schien mir von dem Sterbebette zu sein, als wenn dort etwas geschoben, etwas aufgehoben werde. Aber es war zu undeutlich und unbestimmt, als daß ich es näher unterscheiden konnte. Wer wird die Ruhe der Todten stören? dachte ich auch und ich achtete nicht weiter darauf.

Seitdem hatte ich nichts wieder vernommen.

Auf einmal schlugen laute, hastige verworrene Töne an mein Ohr; ein heller Schrei, es schien der Angstschrei einer Frau zu sein; ein Rufen anderer Stimmen, ein Aufreißen und Zuwerfen von Thüren; ein Durcheinanderrennen mehrerer Menschen. Alles war im Hause, aber in weiterer Entfernung; in meiner näheren Nähe blieb es ruhig; in dem Krankenzimmer regte sich nichts. Während ich hinhörchte, wiederholte sich der Angstruf der weiblichen Stimme; er war schon entfernter; Männerstimmen riefen wieder dazwischen. Auch draußen glaubte ich Stimmen durch einander rufen zu hören! Verstehen konnte ich nichts.

Es war etwas Ungewöhnliches vorgefallen; es geschah noch. Es mußte etwas Entsetzliches sein.

Hatte den unglücklichen Grafen, trotz jener Ruhe, mit der er zu mir gesprochen, trotz der erhabenen Kraft und Milde, mit der er von der Sterbenden den letzten Abschied genommen, hatte ihn dennoch auf einmal wieder einer jener traurigen, wilden Katastrophen seiner Krankheit ergriffen, die ihm den Namen „der tolle Graf“ zugezogen hatte? Und was hatte er in diesem schrecklichen Zustande unternommen? In welcher That des Schreckens und Entsetzens war er noch jetzt begriffen? Ich hatte zweimal den weiblichen Angstschrei gehört. Seine Nichte hatte mit ihrem Leben das Verbrechen an der armen Todten büßen sollen. So war wochenlang der Entschluß seines früheren Wahns ge-

wesen. Hatte er in neu ausgebrochenem Wahnsinne den Entschluß jetzt ausgeführt? Er hatte es der Todten anders gelobt. Aber was sind dem Wahnsinnigen Gelöbniße?

Zu mir kam Niemand. Man hatte in dem allgemeinen Entsetzen mich vergessen. Ich mußte selbst mir Kunde verschaffen von dem, was sich ereignete. Am nächsten erhielt ich sie in dem Sterbezimmer. Ich öffnete dessen Thür und trat hinein.

Es herrschte Halbdunkel darin, wie vorher. Aber ich sah darin den Grafen nicht. Ich trat näher zu dem Sterbebede. Da war auch das Bett leer. Die Todte war nicht darin. Sie war auch nicht in dem Zimmer. Das Zimmer war leer, ich war das einzige lebende Wesen darin.

Es wollte mir fast unheimlich werden in der Einsamkeit des Todesgemaches.

Wo war die Todte? Wo war der Graf? War er mit der Leiche fort? Wohin? Er war früher, während der alte John mit mir sprach, längere Zeit, ungewöhnlich lange abwesend gewesen. Was hatte er unterdess unternommen? Was vorbereitet?

Ich mußte mir weitere Kunde verschaffen. Aber wie, von wem? In dem großen weitläufigen mittelalterlichen Gebäude, in dem ich nicht Weg und Steg kannte, in dem die wenigen Personen, die darin hausten, sich entfernt, mich allein gelassen, gar mich vergessen hatten?

Ich konnte aus dem Sterbezimmer nur auf einem Wege hinaus gelangen, durch die Thür, durch die ich hineingetreten war. Nach keiner anderen Seite hin mußte ich Bescheid.

Ich kehrte in das Zimmer zurück, in dem ich vorhin gewesen war.

Entsetzen ergriff mich, als ich hineintrat.

Ein heller Feuerschein drang mir blendend entgegen. Er drang durch die Fenster des Zimmers.

Ich flog an die Fenster.

Das Feuer war fast unmittelbar vor mir, keine zwanzig Schritte weit. Das neue Schloß brannte, der große, ungeheure Prachtbau, der vor wenigen Wochen erst ganz vollendet war.

Ich konnte mich im ersten Augenblicke nicht fassen.

Da vernahm ich Schritte hinter mir. Sie waren aus dem Sterbegemache gekommen.

Der alte Diener John stand neben mir, den Schreck des Todes in dem geisterbleichen Gesichte.

„Retten Sie sich! rief er. Eilen Sie, folgen Sie mir.

„Was ist geschehen, John?

„Sie sehen, das neue Schloß brennt. Auch das alte wird niederbrennen. Hier bleibt kein Stein auf dem andern.

„Aber wer hat das gethan? Wie war es möglich?

„Draußen, draußen, Herr! Retten wir uns nur. —

Er ergriff meine Hand und zog mich aus dem Zimmer, in den Corridor, durch den wir vorhin gekommen waren, die Treppe hinunter, unten durch eine kleine Thür, die ich früher nicht gesehen hatte.

Wir waren im Freien.

Aber wir waren dem furchtbarsten, entsetzlichsten Schauspiel gegenüber.

Vor uns lag, in seiner ganzen Höhe und Breite, das neue Schloß. Es stand in seiner ganzen Höhe und Breite in Feuer.

Die massiven Mauern standen dunkel da. Aber in ihrem Innern wütheten die Flammen. Fenster an Fenster war hell und klar erleuchtet, in der ganzen majestätischen Breite des Gebäudes, in drei hohen Reihen über einander. Es war ein wunderbar schreck-

licher, graufiger, großartiger Anblick. Die großen glänzenden Spiegelscheiben waren zersprungen. Die Flammen knisterten und prasselten wild im Innern. Wild, und doch so leise, so still. Todtenstille herrschte umher. Es standen viele Menschen auf dem Platze; schon aus dem Dorfe mußten sie herbeigeeilt sein. Aber sie standen Alle stumm vor Entsetzen, gelähmt vom Schreck.

An eine Rettung war ohnehin nicht zu denken.

„John, um des Himmelswillen, wer war das?“

Der alte Diener wagte nicht, mir zu antworten.

„John, wo ist der Graf?“

„Dort,“ antwortete er leise, nach dem brennenden Schlosse zeigend.

„Und die Todte?“

„Mit ihm.“

„Sie haben ihn mit ihr gesehen?“

„Nein. Aber ich hatte ihn gesucht, in dem Sterbezimmer. Ich hatte ihn nicht gefunden. Mit ihm war die Leiche fort. Ein schrecklicher Gedanke ergriff mich. Das neue Schloß hatte ihr Wohnsitz, dort hatte ihr Brautgemach sein sollen. Ich eilte zu der Thür, die es mit dem alten Schlosse verbindet. Die Thür war verschlossen. Es wurde mir fast wirr vor Angst. Ich überbrachte die Schreckensnachricht den Anderen. Da sah die alte Margarethe den ersten Feuerschein. Sie schrie auf. Ich eilte nochmals zu jener Thür zurück; ich wollte sie sprengen. Es war vergeblich. Es war mir auf einmal Alles klar. Ich drängte die Anderen sich zu retten, ich holte Sie. —

Auch mir war Alles klar.

Darum jene lange Abwesenheit des Grafen. Er hatte das Feuer vorbereitet und brauchte, wenn der Tod nachher eingetreten war, es nur anzuzünden, um sofort das ganze Gebäude von allen Seiten in Brand zu setzen.

„Er muß es schon seit Tagen vorbereitet haben, sagte der alte Diener.

„Also mit klarem Bewußtsein?

„Mit klarem, hellem Bewußtsein. Er konnte nicht leben ohne sie. Er wollte mit ihr sterben, im Brautgemache! —

Aber war es nicht doch die That eines Wahnsinnigen, des tollen Grafen? —

Die Flammen waren wilder und lauter geworden und schlugen zu den Fenstern über die Gesimse hinaus.

Sie hatten das Dach des Gebäudes, die Zinne erreicht und wirbelten in hohen Säulen zwischen den hohen Statuen, die dort standen.

Da bewegte sich etwas zwischen den Statuen, zwischen den Feuersäulen.

Es waren menschliche Gestalten.

Aber nur die Eine bewegte sich — die hohe Gestalt des Grafen.

In seinen Armen hielt er die todte Geliebte.

Er stand hoch und fest aufgerichtet. Er hatte sie fest an sein Herz gedrückt.

Die Flammen umkreisten sie Beide, hüllten sie ein, ließen sie wieder los.

Der Graf stand fest, unbeweglich mit der theuren Leiche.

Noch einmal umkreiste die wilde Flamme sie. Die steinernen Statuen umher wankten.

Der Graf stand fest, in den Armen, an dem Herzen die Todte.

Die Zinne wankte — sie krachte — sie war eingestürzt.

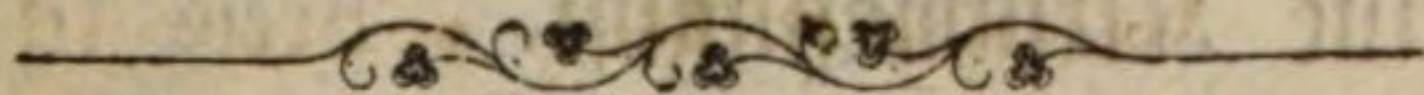
Man sah die Statuen nicht mehr, man sah den Grafen nicht mehr, nicht mehr die Todte. In dem wilden Feuer war Alles verschwunden. — Auch das Leben, das Leid.

Nur die Liebe lebt über den Tod hinaus, und der Friede.

Er hatte ihr den Vater, den Bruder getödtet. Darum konnten sie im Leben einander nicht angehören.

Drüben, sie hatte es ihm ja in ihrem letzten Augenblicke gesagt, drüben brachte die Liebe ihnen Allen die Versöhnung, den Frieden dar. —

Der Criminalrichter hat noch Eines hinzuzufügen. Mit der Leiche der Vergifteten war vom Feuer auch das Gift in ihrem Körper verzehrt. Es war also kein objectiver Thatbestand eines verübten Verbrechens mehr festzustellen. Da war auch keine Untersuchung mehr einzuleiten.



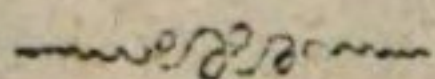
Bei Unterzeichnetem erscheinen von diesen

Criminal-Geschichten Temme's

die sämtlich wahre Begebenheiten schildern,
10 Bände. Preis jeden Bandes (7—9 Bogen stark)
10 Sgr.

Bisher erschienen:

- Bd. 1. Der Dieb und sein Kind. Preis 10 Sgr.
„ 2. 3. Der Gefangene der Stadtvoigtei. 2 Bde.
Preis 20 Sgr.
„ 4. Eine Verhaftung. — Sühnung. Preis
10 Sgr.
„ 5. Die Mühle am schwarzen Moor. Preis
10 Sgr.
„ 6. Eine Kirchmeßnacht. Preis 10 Sgr.
„ 7. Der tolle Graf. Preis 10 Sgr.



Gustav Behrend in Berlin, Lindenstr. 33.

Bei Unterzeichnetem erscheinen von diesen

Criminal-Geschichten Temme's

die sämtlich wahre Begebenheiten schildern,
10 Bände. Preis jeden Bandes (7—9 Bogen stark)
10 Sgr.

Bisher erschienen:

Bd. 1. Der Dieb und sein Kind. Preis 10 Sgr.

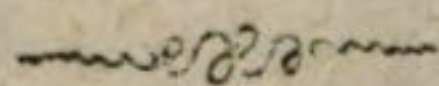
„ 2. 3. Der Gefangene der Stadtvoigtei. 2 Bde.
Preis 20 Sgr.

„ 4. Eine Verhaftung. — Sühnung. Preis
10 Sgr.

„ 5. Die Mühle am schwarzen Moor. Preis
10 Sgr.

„ 6. Eine Kirchmeßnacht. Preis 10 Sgr.

„ 7. Der tolle Graf. Preis 10 Sgr.



Gustav Behrend in Berlin, Lindenstr. 33.

Temme, Jodocus Donatus Hubertus,

J. D. H. Temme's Criminal-Novellen

Bd.: 7

Berlin 1862

P.o.germ. 1442 ub-7

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10121192-7